germ 3824(2

Matthias Claudius

Werke.

Zweiter Band.

Hamburg, 1819.
Bei Perthes und Besser.

ASMUS omnia sua SECUM portans,

oder

Sämmtliche Werke

des

Wandsbecker Bothen,

Vierter Theil.

Wandsbeck, 1782.

Beym Verfasser.

Subscriptions-Anzeige.

Da das Publikum so gut gewesen ist, auch mit dem zweyten Büchel meiner »Sämmtlichen Werke« vor Lieb und Willen zu nehmen, und seitdem 4 bis 5 Jahre verflossen sind; — so wäre ich wohl gemeint, aber eins herauszugeben. Die Einrichtung bleibt wie bisher: wieder einige Kupfer, gutes Schreibpapier, und auf dem Schreibpapier Allerley, so gut ich es weiß und verstehe, nach meiner Einfalt und in Ermangelung eines Bessern. Also freilich kein Ambrosia, aber auch keine raffinirte blähige Conditor-Waare, die, wie mein Vetter sagt, in der Welt für Ambrosia verkauft wird, sondern ehrlich hausbacken Brodt mit etwas Coriander, das dem armen Tagelöhner besser gedeyt und besser gegen Wind und Wetter vorhält; zum Zierath und Abzeichen soll allerdings hin und wieder dran ein Herz oder ein Schlüssel eingedrückt werden. Zur Ostermesse, wenn Gott Leben und Gesundheit giebt, denk' ich dies neue Büchel zu liefern, und möchte es wohl etwas stärker ausfallen.

Weil ich aber mit der neutralen Flagge eigentlich keine Geschäfte mache, sondern mein Handlungs-Geheimniß mehr in dem »Cours meiner Papiere« besteht; so ist bey den dermaligen Preisen aller Staatsbedürfnisse, die Subscription, nicht Praenumeration, für ein Exemplar brutto, d. i. mit Fustage und Transport auf 40-50 Meile, beides in Quantitäten, versteht sich, 1 Rthlr. oder 3 Mk. Hamburger Geld; doch nehme ich von denen H. H. Correspondenten, die kein schweres Geld haben, der bequemern Berechnung halben, auch 3 Mk. leichtes Geld, oder den Louisd'or zu 5 Rthlr. Damit ist nun das Büchel bezahlt, und so soll der Preis für

die Nicht-Subscribenten hernach nicht erhöht werden; doch wäre mir, wegen der Industrie der Nachdrucker sonderlich damit gedient, wenn die etwanigen Liebhaber gefälligst subscribirten.

Ersuche denn die Gönner und Freunde, die Lust und Zeit haben, ihres Orts Subscription anzunehmen, und spätestens gegen Ende des Januars 1783 an mich einzusenden, unter der gewöhnlichen Addresse: »a M. Claudius Homme »de lettres à Wandsbeck, abzugeben in Hamburg auf Herrn »Herrmanns Apotheke.«

Ich habe, wem damit gedient ist, auch noch Exemplare von den beiden vorhergehenden Büchein, das Stück zu 2 Mk., daß also mit dem neuen alle drey einzeln gekauft, 7 Mk. kosten; wer sie alle drey zusammen nimmt, bezahlt 7 Mk. 8 ß.

Wandsbeck, den 1. Nov. 1782.

Asmus.

(Siehe die Hamburger und Altonaer Zeitungen vom November 1782.)

Vorrede.

Was ich in der Anzeige versprochen, meine ich im Büchel gehalten zu haben. So gut ich's wußte und verstand, hab ich's geschrieben; und daß es in Ermangelung eines Bessern ist, weiß Niemand so gut als ich.

Uebrigens habe ich hier wenig oder nichts vorzureden, und verweise den geneigten Leser auf das was vor den vorhergehenden Theilen zu lesen ist.

Auch die Kupfer in diesem vierten Theil brauch' ich nicht zu erklären, denn sie erklären sich selbst; und ich hoffe, daß viele Herren Subscribenten, wenn nicht mit dem Büchel, doch mit den Kupfern zufrieden seyn werden.

Der Inhalt der beyden Kupfer pag. 64 und 65, konnte, wie der Text und ich sie verlangten, nicht vorgestellt werden. Ich wollte ihn aber doch gerne von Herrn Chodowiecki vorgestellt haben, und meinte: so und so. Und darauf bezieht sich der Scherz des Herrn Chodowiecki auf diesen beyden Platten. Mein

Vetter und ich können Nichts zeichnen; wir können nur Sachen angeben, die sich nicht zeichnen lassen.

Ueber viele Stücke im Buche stehts darüber, an wen sie gerichtet sind. Wo nichts darüber steht, kann jeder, wenn er will, ansehen, als ob sie an ihn gerichtet wären. Die Briefe am End sind an Andres.

Schließlich ersuche ich die Herren Nachdrucker, daß sie mir mein Büchel nicht nachdrucken, weder halb noch ganz. Es ist das einzige, das ich verlege, und es muß so beysammen bleiben.

Motet.

Der Mensch lebt und bestehet
Nur eine kurze Zeit;
Und alle Welt vergehet
Mit ihrer Herrlichkeit.
Es ist nur Einer ewig und an allen Enden,
Und wir in seinen Händen.

Und der ist allwissend.

Erstes Chor. Halleluhjah!

Und der ist heilig.

Zweites Chor. Halleluhjah!

Und der ist allmächtig.

Drittes Chor. Halleluhjah!

Und ist barmherzig.

Alle Chöre.

Ist barmherzig — Halleluhjah! Amen!
Halleluhjah ewig ewig ewig seinem Nahmen!
Ist barmherzig — Halleluhjah! Amen!

Ueber ein Sprichwort.

Unter andern tiefsinnigen Sprichwörtern und Räthseln, dadurch die Alten unterrichten und bessern wollten, ist auch eins: man soll auf einem Grabe nicht schlafen! und eben von dem ist hier die Rede.

Wenn ein Spruch tiefsinnig ist, so schwimmt der Sinn nicht oben auf; und denn pflegt er ziemlich sicher zu seyn.

Die Sprüche der Weisen sind dem Schiff Royal George zu vergleichen, das mit dem wackern Admiral Kempenfeldt seit dem 29sten August a. p. bis an den Topmast bey Portsmuth in See steht. Das Fähnlein züngelt da über dem Wasser, daß man wohl sieht, es sey im Grunde etwas vorhanden; wer aber den 29sten August nicht in Portsmuth war, oder sonst des Wesens kundig ist, der wird dem Feind nicht viel von dem Royal George verrathen. Indeß hat doch ein jeder seine Vermuthungen, und es kommt bey solcher Gelegenheit allerhand nützliche Auslegung und Lehre an den Tag; und so soll es auch seyn. Ein Umstand ist bey solchen Auslegungen noch zu bemerken, der manchem sonderbar dünken möchte, der nämlich: daß der letzte Ausleger allemahl der klügste ist, und daß seine Vorgänger immer herhalten müssen. Dafür muß er aber zu seiner Zeit wieder herhalten, und so ist das Gleichgewicht hergestellt. Wollen es denn auch so machen, und zu seiner Zeit wieder über uns ergehen lassen, was Recht ist.

Einige Vorgänger also haben das Sprichwort so gedeutet, als werde darin den Leuten, die von einem Vetter in Ostindien eine reiche Erbschaft gethan haben, der Rath gegeben: sich nicht bloß neben dem gesammelten Honig hinzusetzen, und in Wollust und Müßiggang zu verrosten, sondern nützlich und thätig zu bleiben. Dieser Rath ist allerdings sehr gut, und vielleicht bedauern einige Leser, daß sie nicht in dem Fall sind, von einem so guten Rath Gebrauch zu machen. Uebrigens gehen doch aber bey dieser Auslegung des Sprichworts alle, die keinen Vetter in Ostindien haben, leer aus, und warum sollen die leer ausgehen? Wir wollen lieber einige Auslegungen versuchen, dabey niemand leer ausgehen darf, und dazu man nur braucht, was ein jeder Mensch hat, wie folget:

a) Es sind freilich viele Gräber, um die sich Niemand rothe Augen weint; aber manchmal wird doch auch einer begraben, der einem andern nahe abgeht. Dieser andre denkt mit nassen Augen an den Begrabenen, und sein Grab ist ihm ein Heiligthum. Du wärest wohl grausam, wenn du es entweihen, und dich zum Schlafen darauf ausstrecken könntest! und du sollst nicht grausam seyn.

b) Wenn der Mensch im Grabe liegt, und der Grabhügel ihm errichtet ist; so ist sein Loos entschieden. Alea jacta est. Wir, die wir vorüber gehen, können freilich dies Loos nicht ändern, sondern bey dem, was geworfen ist,

bleibt's. Es wäre aber doch zu hölzern, wenn sich einer auf den Würfeln wollte schlafen legen.

c) Die Verwesung ist und bleibt immer eine sehr nachdenkliche und ernsthafte Sache. Gewißlich geht kein Engel gleichgültig einem Grabhügel vorbey! und der ist doch eigentlich über die Grabhügel weg, und hat für seine Person dabey nichts zu gewinnen noch zu verliehren. Der Mensch ist noch nicht so ganz darüber weg, und hat noch allerley dabey zu bedenken, daran ihm gelegen ist. Muß denn so ein alter guter Vater, der den Leichtsinn der Menschen kennt, muß denn der nicht das Gesetz machen: daß man auf einem Grabe nicht schlafen soll?

u. s. w.

Ein Lied vom Reiffen.

d. d. den 7. December 1780. Wandsbeck.

Sirach, C. 43, v. 21. Er schüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reiffen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus,
Auf allen Zweigelein,
Hängts weiß und zierlich, zart und kraus,
Und kann nicht schöner seyn;

Und alle Bäume rund umher,
All' alle weit und breit,
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr,
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn,
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerheerd,
Und Marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Natur-Genuß,
Ohn' Alfanz drum und dran,
Ist lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Credit und Geld und goldnen Ring,
Und Bank und Börsensaal;

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reiffen nah und fern —
So gut wirds Euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herr'n!

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart,
Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl.

Lichthell, still, edel, rein und frey,
Und über alles fein! —
O aller Menschen Seele sey
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an, und denken noch
Einfältiglich dabey:
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sey?

Denn gestern Abend, Zweiglein rein!
Kein Reiffen in der That! —
Muß einer doch gewesen seyn,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bey Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß!

Von der Freundschaft.

Ich habe dir in der vorigen Lection die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sich nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun einer: sie sey überall; der andre: sie sey nirgends; und es steht dahin, wer von beiden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst, so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heissen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn, wie du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigner Freund, und nicht

des andern. Ich pflege solch Ding »Hollunder-Freundschaften« zu nennen! Wenn du einen jungen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein gehts hier freylich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch seyn: daß einer des andern Freund sey.

Und das zweite ist, daß du's von Herzen sey'st, und Gutes und Böses mit ihm theilest, wie's vorkömmt. Die Delicatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärteley; denn eben darum ist er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweymal bitten. Aber wenns Noth ist und er helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fodre frisch heraus, als obs so seyn müßte und gar nicht anders seyn könne.

Hat dein Freund an sich, das nicht taugt, so mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell jemand deinen Freund, ist er's aber einmal, so muß er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern seyn. Etwas Sinnlichkeit und Partheylichkeit für den Freund scheint mit zur Freund-

schaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die würklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unpartheyische Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund, mit allem was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das Granum Salis versteht sich von selbst, und daß aus einem edlen kein unedles werden müsse.

Es giebt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwey Pferde, die eine zeitlang beysammen stehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es giebt auch sonst noch mancherley Arten, und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht seyn ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hülfe einigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerley Gefühl, einerley Wunsch, einerley Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber denkst du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde seyn? Freylich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daß sie es nicht sind.

Postscript. Es giebt einige Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Paul Erdmanns Fest.

Mein Vetter und ich waren auf Reisen, die Welt und ihre Berge und Gewässer zu sehen, und ich recommendire einem jeden Menschen so'ne Reise; es kommen gar liebliche Berge und Gewässer mit vor. Gleich den dritten Tag in der Morgendämmerung trafen wir auf einen Fleck, der schier nicht schöner seyn kann. Mein Vetter ließ halten, und wir sahen überall hin.

»Da drüben am See, sagte mein Vetter zu mir, »soll Euer Haus stehen; dort oben am Berge Freund »** seins, und hier wo wir stehen, will ich woh»nen. — — — Aber was ist Euch, Vetter, ihr wer»det ja so heroisch aussehen?«

»— Ich bin Willens, von dieser Gegend Besitz »zu nehmen.«

»Dacht ichs doch, daß so etwas im Werk wä»re! — Wie macht Ihr denn das?«

»Wie's gemacht wird. Ich zieh meinen Hirsch»fänger heraus, und haue in alle vier Winde, und »rufe überlaut, daß ich hiemit Besitz nehme; und »denn gehört die ganze Gegend meine mit allem

»was darin ist. So haben es ja die Europäer in »andern Weltgegenden gemacht, und es ist reüßirt.«

»Wohl wahr, Vetter, aber die Umstände wa»ren doch verschieden. Dazu reisen wir; so könnt »Ihr doch nicht da bleiben.«

»Nun, so laßt uns denn reisen.«

»Aber bey der Gelegenheit wollen wirs mit ein»ander absprechen, was wir denn eigentlich für eine »Reise machen wollen. Was meint Ihr?«

»Ich meine, wir machen le grand tour.«

»Was nennt Ihr le grand tour?«

»Immer vorwärts, so wie der Wagen da steht, »bis wir herum kommen auf denselben Fleck; und »denn zu Hause.«

»Der Vorschlag ist so übel nicht, auch in der »Theorie ganz richtig; in der Praxis hat er denn »freylich seine Schwierigkeiten, wie das wohl so zu »seyn pflegt. — Aber seht, da geht die Sonne auf!«

»Seht doch! — Vetter, sie ist nun alle Tage »aufgegangen so lang ich lebe; und doch, wenn ich »sie des Abends sehe untergehen, kann ich immer »nicht glauben, daß sie den andern Morgen wieder »aufgehen werde.«

»Wie sie da nun wieder hervorkommt! — lieber »Vetter! —«

»Aber schau, es wallt und bewegt sich so in »ihr; was ist das?«

»Sie haut nun in alle vier Winde, und nimmt »von dieser Halbfläche der Erdkugel Besitz! — Und

»das, Vetter, ist dir doch ein rechter Besitznehmer!
»Er bringt und nimmt nicht!«

»Doch sitzt auf; in ein paar Stunden sollt Ihr »wieder was schönes sehen, freylich keine Sonne »wieder, denn die haben wir nur Einmal in der »Welt, aber doch was schönes.«

Nach einigen Stunden befanden wir uns vor einer etwas hohen Gegend; und als wir hinauf kamen, da lag rund um vor uns die große offene blaue See. Wer die See gesehen hat, der weiß, was das für ein Anblick ist. Wasser scheint lebendiger fürs Auge, als das feste Land, es bringt dem Menschen so viel Gutes und ist für ihn so unentbehrlich; obs daher kommt, daß ein so großer Vorrath davon sich so sonderlich ansieht; aber wahr ist es, der Anblick der offenen See ist sonderlich.

»Nun, Vetter, was sagt Ihr zu dem Früh-»Stück?«

»Ist zu viel zum Frühstück, und man hat den »ganzen Tag genug daran.«

»Auch so gut.«

»Freilich hat man den ganzen Tag genug dar-»an, und die Nacht dazu.«

»Hats Euch wohl eher von der See geträumt?«

»Einmal; und da hatte sie der liebe Gott so in »der hohlen Hand mit allen Inseln und Schiffen, »und sah darauf, und die Schiffer merkten es nicht.«

»Gut geträumt, Vetter. Nun seht noch einmal »hin, und denn wollen wir auch weiter reisen. In-

»deß vorwärts, seht Ihr, gehts nicht weiter, und »wir müssen wohl linksum machen.«

Wir machten also linksum, und fuhren nun 'n drey bis vier Wochen immer so vor uns hin, die Kreuz und die Queere, wo uns der Weg hinführte; und ich muß sagen, die Welt ist sehr groß, und immer anders und anders.

Man kann denken, daß wir auf dieser Fahrt manchen angenehmen Tag gehabt haben. Ich darf mich aber nicht weitläuftig einlassen, und muß machen, daß ich an den Tag komme, von dem ich hier eigentlich Nachricht geben will. Dieser Tag nun, oder vielmehr der Vor-Tag, fing sich eben nicht zum besten an. Wir waren kaum eine Meile vom Nachtquartier in einem großen langen Dorfe, da fiel der Fuhrmann unter die Pferde, und gleich war 'n Bein ab. Der arme Kerl dauerte uns; und wir nahmen einen andern, und fuhren weiter.

Gegen Abend brachte uns der Weg in ein Dörflein, das ungemein freundlich aussah, und der Schwager hielt an und ließ uns sehr lange warten. Endlich kam er.

»Warum denn aber so sehr lange, Schwager?«

»Ja, meine Herren, das ist von wegen des »Jubiley. Hier im Dorfe ist morgen ein Jubiley, »und das hab ich erst alles verkundschaften müssen. »Die Frau Postmeisterin will das wissen.«

»Ah so! das ist ein anders.«

Aber, sagte mein Vetter zu mir, ich denke, wir verkundschaften das Jubiley auch näher, ehe

wir weiter fahren; und damit stiegen wir ab und hinein ins Haus, und erfuhren denn, daß ein Bauer im Dorfe, Paul Erdmann genannt, sein Erbe funfzig Jahr bewohnt habe, und morgen sein Jubiläum feyern wolle.

»Könnt ihr bis morgen Abend hier bleiben, »Schwager?«

»Na.«

»Nun so reitet wieder zu Hause; wir bleiben »hier.«

»Das dependirt von den Herren, aber ich muß »Sie erst auf die nächste Station fahren. Dahin »lautet mein Stundenzettel.«

»Narre, wir bezahlen euch bis dahin; ihr hört »aber, daß wir hier bleiben wollen.«

Darauf ließ er sich aber nicht ein, und blieb dabey, daß er laut seines Stundenzettels uns auf der nächsten Station abliefern müßte. Ich wollte also schon wieder einsteigen, weil es mir doch auch halb und halb vorkam, daß der Schwager nicht ganz Unrecht habe; mein Vetter aber, der sich bey solchen intricaten Fällen besser zu nehmen und herauszufinden weiß, schrieb dem Schwager einen Schein: »daß wir würklich in dem Wagen gewesen, daß wir aber auf dem Wege ausgestiegen, und deswegen auf der Station nicht mehr darin wären,« und damit war der Schwager zufrieden und fuhr weiter, und wir blieben da.

In der Wirthsstube saßen drey reisende Handwerksbursche, und fünf oder sechs Bauern. Die

Handwerksbursche machtens wie ich, sie erzählten von ihren Reisen. Als es gebrechen wollte, fingen wir an, die Bauern von dem Jubiläo zu fragen; und sie erzählten uns ein Langes und ein Breites von ihrem Nachbar Paul Erdmann, und sagten bey der Gelegenheit, alle aus Einem Munde, ausnehmend Gutes von ihrem Edelmann, und das alles so treu und herzlich, daß man sie und ihren Nachbar und ihren Edelmann unbesehends lieb gewann.

Wir giengen darauf noch heraus ins Dorf, bis an den Edelhof, der vorne daran liegt, und sahen uns um. Auf dem Rückwege sprachen wir bey dem Paul Erdmann vor, und fragten ihn, ob wir nur morgen mit auf seinen Ehrentag kommen dürften. Er sagte kurz zur Antwort, wir würden willkommen seyn, gab sich aber weiter mit uns nicht ab, denn er hatte zu thun.

Die Nacht gieng bald hin; und den folgenden Morgen machten wir uns bey guter Zeit wieder zum Paul, der uns schon im Feyerkleide und weißem Halstuch auf der großen Diele entgegen kam. Er war nun viel gesprächiger, als gestern; fragte uns, wer wir wären, und wohin wir wollten; erzählte uns von seinem Vieh und Acker, und wie ihn Gott geseegnet habe; von seiner seligen Frau; von seiner Freude über diesen Tag; und von seinem gottesfürchtigen Edelmann, und was der durch seine Vorkehrungen, und sonderlich durch sein eignes Exempel für gute und fromme Gesinnungen bey Jung und Alt

ausbreite, und daß er heute selbst kommen und mit ihm und uns Allen essen werde u. s. w.

Paul hatte seine Kühe und Pferde, und alle sein Vieh den Morgen in den Stall bringen lassen, daß sie heute auch tractirt würden; denn, sagte er, sie habens mir verdienen helfen, und das Vieh hat keine Freude, als Essen und Trinken.

Um neun Uhr schickte der Edelmann einen Bedienten: »es sey unvermuthet großer Besuch gekommen, und Paul werde nicht übel nehmen, wenn er sie Alle mitbringe; weil er aber seine Gäste nicht alle kenne, so bitte er sich aus, daß er für sie dürfe zurichten und seinen Tisch dicht neben Paul seinen setzen lassen; er wisse wohl, daß Paul und Compagnie seine Kost und Gerichte verschmähten, er bitte aber, daß sie doch mit ihm trinken möchten.«

»Sag er seinem Herrn wieder: was mit Ihm »komme, das komme mit Ihm! Es werde uns eine »große Gnade und Ehre seyn, und ich lasse mich »unterthänig bedanken.« Und damit gieng der Bediente.

Gegen Zehn kamen die Nachbaren, immer Mann und Frau zusammen, einer nach dem andern an; und Paul empfing jedweden mit einem Handschlag, und hieß sie niedersitzen. Einige brachten auch einen Sohn oder Töchter mit, zum Theil wohl schöne Mädchen, und alle so ehrbar und züchtig, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

Die Bauern sahen alle nach der Reihe bieder und gut aus, doch stachen besonders zwey hervor,

Peter Unke und Hans Westen. Unke ist ein Mann von etwa funfzig Jahren, und sieht bräunlich und wie 'n General aus. Westen ist jung, und hat ein milchweißes und gar gutmüthiges Gesicht; er hatte den Herbst vorher Hochzeit gehalten, und seine Frau, die mit ihm kam und die Liese heißt, war hochschwanger. Zuletzt kam auch noch ein steinalter Mann, mit Namen Jost; seine Augen waren ihm schon dunkel worden, und er konnte kaum alleine stehen. Paul wollte ihn durchaus haben, weil er der älteste im Dorf ist; und so ließ Jost sich durch zwey Knechte herführen, und setzte sich oben gegen den Feuerheerd, denn es friert ihn immer so.

Als nun die Gäste alle beysammen waren, trat Paul hin, that seine Mütze ab und sagte:

»Nun willkommen, ihr lieben Nachbarn! Will»kommen, und Dank, daß Ihr mir meinen Ehren»tag mit wollet feyern helfen!«

»Es sind heute funfzig Jahr, als ich dies Erbe »sehr wüste und verfallen antrat. Ich habe mit »Gott angefangen, und ihn oft hinterm Pflug um »seinen Seegen gebeten — und er hat mich geseeg»net! Da steht mein Vieh, und wiederkäut und »wiehert; und in allen den funfzig Jahren hat mir »nie nichts gemangelt. Ich bin nicht werth solcher »Barmherzigkeit, das weiß ich — und ich möchte »mich in mein Heu verkriechen. Aber Gott ist gnä»dig, und verlangt nur von uns, daß wir seine »Güte erkennen; und da hab ich Euch heute herge»beten, Ihr lieben Nachbarn! daß Ihrs mir helfet

»thun. Helft mir denn heute Gott danken, Ihr lie-»ben Nachbarn! und laßt uns hier mit einander »fröhlich seyn, Ihr lieben Nachbarn! Amen.«

Die lieben Nachbarn standen alle, andächtig wie in der Kirche, um den alten Paul, und drückten ihm die Hand und sagten ihm was Liebes, so Mannsen als Weibsen; sonderlich stand die Liese Westen mit ihrem runden Leib, und weinte ihre hellen Thränen.

Peter Unke. »Paul, Ihr habt ehrlich gesprochen. Wir wollen auch Gott gerne für Euch danken; aber seht, ein jeder von uns hat genug vor seiner Thüre zu fegen.«

Anton Schmidt. »Ja wohl, Unke! Ihr nehmt mir das Wort aus dem Munde. Ich habe heute früh noch meine Wintersaat angesehen; sie schlägt mir schon wieder übern Kopf zusammen, und ich habe erst voriges Jahr das neunte Korn gedroschen.«

Markus Körner. »Und mir hat Gott gestern Abend Zwillinge gegeben, 'n Paar liebe Jungens, die schlagen mir übern Kopf zusammen.«

Liese Westen. »Und mir meinen Hans.«

Jost. »Und uns allen unsern gnädigen Herrn.«

Peter Unke. »Eben der lag mir vor sonderlich im Sinne; denn für den allein können wir Gott nicht genug danken.«

Albrecht Kühnert. »Paul, was würde doch Eure seelige Sophie sagen, wenn sie uns so heute hier sehen sollte! Aber die ist bey Gott dem Herrn.«

Paul Erdmann. »Ja, wills Gott! ist sie bey Gott dem Herrn, und da mag sie auch bleiben. Sonst bin ich den Morgen in meinem Herzen schon 'n Paarmahl aufn Sprung gewesen, sie heute bey mir zu wünschen. Ich hätte sie gerne hier, das weiß Gott; und die alte Hausmutter würde auch einen guten Tag haben.«

Peter Unke. »Laßt sie, Paul; sie hat so einen bessern.«

Und so gieng das unter den Leuten fort. Mein Vetter und ich waren, wie vom Himmel gefallen, denn solche Bauern waren uns noch nicht vorgekommen. »Wir sind am rechten Orte abgestiegen, sagte »mein Vetter. Aber denkt, was der Edelmann für »ein wahrhaftiger Wohlthäter ist! Und was er »selbst für 'n Leben haben muß!« Ich hatte das schon gedacht; und mir brannte die Stelle unter den Füßen, bis ich ihn gesehen hätte.

Um Mittag kam er mit seinen Gästen, und alle Bauern giengen heraus, vor Pauls Hofe, ihm entgegen, und führten ihn herein. Zu beiden Seiten auf dem Hofe standen eine Parthie Knechte, und strichen die Sicheln, und Paul stand in der Mitten.

Paul Erdmann. »Das ist unsre Feldmusick, gnädiger Herr! Sie müssen so vorlieb nehmen.«

Herr v. Hochheim. »Guten Morgen lieber Paul, und viel Glück!

Ihr seht ja heute recht jung aus.«

Paul. »Ist keine Kunst für Ihre Bauern, gnädiger Herr; Sie lassen uns nicht alt werden.«

Hr. v. Hochheim. »Hier kommen wir ein ganzes Hausvoll zu Euch.«

Paul. »Je mehr, je besser; immer herein.«

Paul bewillkommte sie nun alle nach seiner Art, und sie wünschten ihm Glück zu seinem Jubiläe; und so gieng der Zug herein ins Haus.

Es mochten etwa zehn bis zwölf Personen seyn, alle eines wirklich feinen und adlichen Ansehens. Sie waren schon 'n Weilchen im Hause gewesen, da kam noch ein grosser dicker Herr nach, und hatte eine alte dürre Frau am Arm.

Ich hatte mich bloß über den Herrn v. Hochheim und über die Leute, die mit ihm kamen, gefreut, und mich weiter um nichts bekümmert; mein Vetter aber hatte gleich alles befragt, und wußte mir zu sagen, daß der ältliche Mann ein Herr von Strahlen, die runde freundliche Dame eine verwittwete Frau v. Mecheln, und das schöne Fräulein ihre Schwester Louise, daß ferner die und die ein Herr v. Holborn und seine Gemahlin wären, u. s. w. Endlich daß der große dicke Herr, der allein nachkam, ein junger Herr v. Saalbader sey, neulich von Reisen zu Hause gekommen, und der einzige Sohn seiner Mutter eben der kleinen alten dürren Frau, die er am Arm hatte; »und, setzte mein Vetter hinzu, »diese Zwey gehören nicht zu »den übrigen, oder ich hänge alle Physiognomie am »Nagel. Gebt Ihr Acht, Vetter.«

Der alte Jost saß noch gegen den Feuerheerd, und rauchte eine Pfeiffe Toback.

Hr. v. Hochheim. »Schmeckt Euch der Toback noch, Jost? — Was macht Ihr, wie ist Euch?«

Jost. »Müde, gnädiger Herr, ach so müde! Ich warte alle Tage, stopfe eine Pfeife nach der andern, und denke bey jeder, es soll die letzte seyn, und der liebe Gott macht immer noch nicht Ende.«

Herr v. Hochheim. »Geduld, Jost, es wird Ende werden.«

Jost. »Ich bin am besten in meinem Lehnstuhl hinterm Ofen, aber ich sollte und mußte herkommen.«

Herr v. Hochheim. »Freylich! Ihr seyd unser Großpapa, und unser Großpapa muß ja bey uns seyn, so lange er noch da ist.«

Ich hatte, als die Gesellschaft kam, mich schon mit vor dem Herrn von Hochheim gebückt, und am meisten nach ihm gezielt; aber das gnügte mir doch nicht, ich wollte es noch vor ihm allein und absonderlich thun. Ich gieng also zu ihm und bückte mich recht herzlich, und auch meinem Vetter glückte dasmal der Bückling über alle Maaßen wohl. Herr v. Hochheim fragte mich, wer wir wären; und wir sagten ihm unsern Namen.

Wenn man 'n Buch herausgegeben hat, ist man fast im gleichen Fall mit einem, der in Steckbriefen nach Rock und Weste beschrieben wird; das Incognito ist mißlich. So giengs auch hier, und der Hr. v. Hochheim kannte uns; doch wars mir dasmal nicht leid. Er wunderte sich nicht wenig, uns auf Pauls Jubiläo zu finden, und wollte uns dem alten Paul und der übrigen Gesellschaft präsentiren.

Fr. v. Mecheln. »Halt! Halt! Die Frau v. Holborn soll erst ihre Kunst zeigen. Sie will allen Menschen ansehen, was sie für ein Metier haben.

Frau v. Holborn! Fr. v. Holborn! Kommen Sie doch einmal her. Was sind diese beyden Leute?«

Fr. v. Holborn. — — »Ein Paar Musiker.«

Herr v. Saalbader. »O que non, Madame; Vous Vous trompez etrangement. Ce n'est pas l'air de Musicien. Mais je vous dirai. Voyez, je m'y connois, voyez —«

Fr. v. Holborn. »Nun, was sind sie denn?«

Herr v. Saalbader. — »L'un: tailleur, et l'autre: Apothicaire.«

Frau v. Mecheln. »Bravo! Getroffen.«

Herr v. Hochheim wollte, daß wir mit an seinem Tisch essen sollten, und bat den alten Paul: »uns ihm zu überlassen, wie er sich gnädig ausdrückte. Paul wollte auch gleich ja; wir aber konnten ihm unmöglich abtrünnig werden, und sagten zu dem Herrn von Hochheim, daß wir es uns für eine Ehre schätzten, mit seinen Bauern zu essen, und das war die Wahrheit.

Indeß ward aufgetragen, und beyde Gesellschaften setzten sich zu Tische. Herr v. Hochheim hatte den Tag die Hälfte seiner Bedienten zur Aufwartung der Bauern beordert, und sein Kammerdiener mußte hinter Paul's Stuhl stehen.

Herr v. Hochheim. Zu den Bauern. »Ihr Leute, die Gesellschaft erlaubt Euch, Eure Hüte aufzusetzen. Und noch eins: wir können uns nicht bequem übersehen;

wählt Ihr also an Eurem Tisch einen Sprecher, an den man sich wende, wenn wir etwas mit einander haben. Ich will hier Euer Sprecher seyn.«

Paul fieng nun an, aus einer großen Kumme Reißbrey aufzuschüsseln und herum geben zu lassen; und unterdeß wählten die Andern einmüthig den Peter Unke zum Sprecher, der auch darauf vom alten Paul bestätigt und verkündigt ward.

Westen. (zu Unke) »Seht da, Unke, eine von unsern Schüsseln auf dem andern Tisch, neben dem gnädigen Herrn!«

Unke. »Gnädiger Herr, es ist da eine Schüssel mit Reißbrey über die Gränze gekommen. Vergeben Sie, wir wollen sie gleich wieder abholen lassen.«

Herr v. Hochheim. »Nicht doch, Unke; die Frau v. Mecheln hat darum gebeten.«

Paul Erdmann. »O, Frau v. Mecheln, das ist — das —«

Unke. »Laßt's, Paul! wenn Sie unsre Kost mag. Umsonst hat die gnädige Frau so rothe Backen nicht.«

Herr v. Saalbader. »Monsieur l'Orateur parle Phebus. Ma foi, c'est une piece à figurer.«

Unke. Zu mir. »Das galt mich, ob ich's gleich nicht verstehe. Kann er französisch?«

Asmus. Ja, Herr Sprecher, so etwas.«

Unke. »So setz Er sich her zu mir; und ich mache ihn hiemit zu meinen Agenten für die französischen Angelegenheiten.

Derweile war die Suppe am andern Tisch rund gegeben, und an unserm hatte ein jeder seine Schüssel mit Reißbrey vor sich.

Unke. »Nun, Paul, sprecht 'n Gebet.«

Und Paul legte den großen Löffel andächtig nieder, und sprach eins; und hieß darauf alle Gäste noch einmal von ganzem Herzen willkommen seyn.

Herr v. Saalbader. »Wer mag doch wohl zuerst den Einfall gehabt haben, zu Tisch zu beten?«

Unke. »Doch wohl der zuerst gegessen hat.«

Herr v. Saalbader. Wie könnte mir das einfallen!«

Unke. »Wenn Sie nur 'nmahl recht hungrig wären, gnädiger Herr, und hätten nichts zu essen; es sollte Ihnen schon einfallen, Gott zu danken, wenn Sie was zu sehen kriegten.«

Herr v. Strahlen. «Sehr wahr, Unke; wenn's auch grade nicht laut geschähe und mit gefaltenen Händen. Das denkt Ihr doch auch?«

Unke. »Freilich, gnädiger Herr; Gebehrde ist Gebehrde. Doch hilfts nicht, so schadts auch nicht; und hier ist besser zu viel, als zu wenig.«

Herr v. Saalbader. »En France on ne prie le bon Dieu jamais.«

Frau v. Mecheln. »Tant pis pour la France. Ich habe in Frankreich viel beten sehen.«

Herr v. Saalbader. »Aber hat er von je her zu Tisch gebetet, Monsieur Paul?«

Paul. »So lang ich lebe, gnädiger Herr. Das Essen und Trinken ist ja eine Gabe; wie kann

man die denn annehmen, ohne an den Geber zu denken? Und es ißt sich auch besser darauf, Herr v. Saalbader.

Unke. »Ja wohl, Paul! und der Mensch ist ja keine Kuh und kein Pferd, das nur kåut und hinunterschluckt.«

Herr v. Hochheim. »Lieber Asmus, so still übers Tischgebet?«

Asmus. Hören sie immer die klügste Parthie, gnädiger Herr, und sonderlich hier. Ich denke auch, es ist schon gesagt, was gesagt werden kann. Der Mensch ist keine Kuh und kein Pferd, er ist aber unter Kühen und Pferden und muß mit ihnen essen; da hebt er denn von Rechtswegen jedesmahl, wenn vorgeschüttet wird, den Kopf zuvor auf und besinnt sich fein, damit er indeß sein nicht vergesse.«

Herr v. Saalbader. »Bien dit, ma foi.«

Herr v. Hochheim. »C'est peu de chose, que d'être bien dit. Monsieur *de Saalbader*.«

Unke. Zu mir. »Wie heißt der dicke Herr eigentlich?«

Asmus. »Herr von Saalbader.«

Unke. »Von Saalbader! von Saalbader! Den Namen hab ich nie gehört. Wo ist er her? Hier aus dem Lande kann er nicht seyn.«

Asmus. »Ich denke auch nicht; aber mein Vetter sagt, daß die von Saalbaders eine sehr alte Familie sind.«

Hr. v. Saalbader. »Ich besinne mich eines

sehr schönen bonmot übers Gebet, das mir ein Bettelknabe in Genua sagte.«

Hr. v. Hochheim. »Sie sind also in Italien gewesen, Herr von Saalbader?«

Hr. v. Saalbader. »Ja, ein ganzes Jahr.«

Fr. v. Mecheln. »Auch in Venedig?«

Hr. v. Saalbader. »Oui Madame, à Venise, à Rome, à Naples, par tout.«

Fr. v. Mecheln. »Haben Sie denn in Venedig auch des Bragadino seine Haut gesehen?«

Hr. v. Saalbader. »Oui Madame, sans doute. J'aime furieusement cette sorte de orognes, et je possede moi-même le peau d'une tres belle moresse qui eut la Fantasie de se couper la gorge. Ayez la grace. Madame, Vous et Mademoisse Louise, de venir cette arriere faison nous voir chez nous, et j'aurai l'honneur de Vous montrer cette peau.«

Louise. »Je serois charmée, Monsieur, d'aller voir Madame de *Saalbader* chez elle mais Votre peau ne me tente guere.«

Fr. v. Mecheln. »Aber wer war der Bragadino eigentlich? Ich weiß von ihm nichts, und habe nur sehr von ohngefähr einmal irgendwo gelesen, daß seine Haut in Venedig aufbewahrt wird.«

Hr. v. Saalbader. »Er war Venetianischer Commandant irgendwo, und brachte bey der Gelegenheit seine Haut zu Markte.«

Hr. v. Hollborn. »Er war Commandant von Cypern, und vertheidigte die Insel edel und meister-

lich gegen die Türken; und als sie endlich doch capitulіren mußte, ließ der türkische General ihm lebendig die Haut abziehen.«

Fr. v. Mecheln. »Das war grausam.«

Hr. v. Hochheim. »Und war noch dazu wider gegebenes Wort.«

Fr. v. Hollborn. »Der Türke muß ein abscheuliches Gesicht gehabt haben. Aber, Hr. v. Saalbader, erzählen Sie uns lieber von den Gemählden, die Sie in Venedig gesehen haben.«

Hr. v. Saalbader. »Welche Schule ziehen Sie vor, Madame, die Venetianische, oder die Römische, oder die Lombardische, dont le grand Correggio est le Chef?«

Fr. v. Mecheln. »Was gehen uns die Schulen an; erzählen Sie nur. Z. E. von der berühmten Nacht des Correggio.«

Hr. v. Saalbader. »Nuit, la nuit de Correggio! je n'en sais rien, pas un mot.«

Hr. v. Hochheim. »Das schöne Stück ist nicht in Venedig, sondern in Dresden.«

Hr. v. Saalbader. »C'est donc peutetre le seul tableau de prix qui y manque. Car on y voit partout une infinité de Chef d'oeuvres, surtout du grand *Titien*, qui mourut de la peste et qui fut crée Chevalier et Comte Palatin par l'Empereur *Charles* V.«

Fr. v. Mecheln. »Sie scheinen mit Venedig unzufrieden zu seyn, Hr. v. Saalbader?«

Hr. v. Saalbader. »Bis auf die wunderli-

che Grille, daß man von ihren Staats-Angelegenheiten nicht laut sprechen darf.«

Hr. v. Strahlen. »Die Grille ist so wunderlich nicht, und erspart manchem ein Urtheil, das ihm vielleicht gereuen könnte.«

Hr. v. Saalbader. »Pourtant ça gene. Venez Mr. *Asmus*, nous mandirons un peu les Souverains.«

Asmus. »Ich nicht, Herr v. Saalbader.«

Hr. v. Saalbader. »Und warum? Wir sind ja nicht in Venedig.«

Asmus. »Aber Venedig ist in mir, und in jedem guten Unterthan.«

Hr. v. Saalbader. »Ah nu, wir wollen auch loben, was zu loben ist.«

Asmus. »Ich finde das Eine so überflüßig als das andre.«

Herr v. Saalbader. »So? Und wie denn das?«

Asmus. »Weil die Fürsten und Obrigkeiten unmittelbar unter Gottes Augen stehen, und also für ihre gerechte und gute Handlungen viel was bessers haben, als Menschenlob; und wenn je einer eine begehen könnte, die nicht gerecht und gut wäre, so schon übel genug daran sind.«

Hr. v. Saalbader. »Ah, cette Philosophie est très sublime.«

Während diesem Gespräch war die große Kumme mit Reißbrey weggenommen, und eine noch grö-

ßere mit Fleisch und Kartoffeln an ihre Stelle gesetzt worden.

Unke. »Gnädiger Herr, dürfen wir wohl unser Kartoffel-Lied singen?«

Hr. v. Hochheim. »Ihr habt alle Freyheit, Unke.«

Unke. »So fang an, Westen.«

Westen. »Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten?
Die Kumme hier ist auch nicht leer,
Und schmeckt so gut, als bonne chere
Von Fröschen und von Kröten.

Und viel Pastet und Leckerbrodt
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth,
Sie kochen uns viel eher todt;
Ihr Herren, laßt Euch sagen.

Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Und weiß wie Alabaster!
Sie däu'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Weib und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.«

Hr. v. Saalbader. »Wo habt Ihr das alberne Lied her, Herr Sprecher?«

Unke. »Wir machen uns sonst unsere Lieder selbst, Herr von Saalbader; dies hat uns der gnädige Herr machen lassen.«

Hr. v. Saalbader. Zu dem Herrn v. Hochheim. »Cher ami, prenez garde à Vous. Vous ferez perdre à ces gens tout le respect qu'ils doivent à la noblesse.«

Hr. v. Hochheim. »Craignez rien, Monsieur *de Saalbader.*«

Unke. Zu mir. »Was sagte der Herr von Saalbader?«

Asmus. »Er lobt Euch, und wünscht, daß alle Bauern ihre Herrschaft so lieben und ehren mögten..«

Hr. v. Saalbader. »Vous ne m'avez pas bien compris, Monsieur *Asmus.*«

Asmus. Er fürchtet, daß Ihr mit dem Respect für Pasteten auch den Respect für Euren gnädigen Herrn verliehret.«

Unke. »Gott seegne unserm gnädigen Herrn und einem jeden andern seine Pasteten! Kann man denn aber auch Respect für Jemand haben, weil er Pasteten ißt; das ist ja keine Kunst. Ihre Güter, Herr von Saalbader, müssen ja im blinden Heidenthum liegen.«

Hr. v. Saalbader. »Monsieur *Asmus*, rappellez cet homme à la raison.»

Asmus. »Mais je ne sais comment. Ich finde seine Aeußerungen sehr gegründet. Esse ein jeder, was er will und was er hat; aber mit wenig zufrieden seyn und wenig bedürfen, ist doch edler!«

Paul. »Das Lied ist auch so gemeint: daß wir einem Jeden seine Kost von Herzen gönnen, aber mit unserer von Herzen zufrieden sind.«

Unke. »Versteht sich, Paul. Man singt ja nicht, andern Weh, sondern sich Wohl zu thun.

Aber wir haben von Kartoffeln gesungen, nun schüsselt auch davon auf.«

Kühnert. »Paul, Ihr hättet aber doch heute eigentlich einen Kranz sollen aufhaben.«

Westen. »Ja wohl, so eine Krone von Mayen, mit funfzig Aehren dran, für jede Aerndte Eine.«

Paul. »Nicht doch; die Kronen und Kränze sind nur für die Könige und Bräute.«

Unke. »Herr Agent, warum mögen doch die Könige wohl goldne Kronen tragen?«

Asmus. »Ich weiß nicht, Unke. Wenn dem König von Frankreich, hab ich 'nmal gelesen, bey der Krönung die Krone aufgesetzt wird, so betet der Erzbischof, »er trage sie zur Barmherzigkeit.«

Ich denke, die Krone bedeutet ja wohl, daß der König der erste Mann in seinem Lande, und das Gold, daß er auch der beste seyn soll.

Fragt 'nmal am andern Tisch; der Adel ist den Fürsten näher als unser einer, und weiß also natürlich mehr von ihren Angelegenheiten.«

Da kamen ein Paar Handel-Juden, kramten ihren Packen aus und boten ihre Waaren feil. Paul kaufte ein seiden Tuch, und gieng damit zu der Frau v. Mecheln. »Gnädige Frau, Sie müssen mich nicht verschmähen; ich wollte Ihnen dies Tuch verehren, weil Sie von meinem Reißbrey gegessen haben.«

Fr. v. Mecheln. »Ich danke Euch, lieber

Paul; so müßt Ihr Euch aber auch von mir etwas schenken lassen.«

Und nun gieng das Ding weiter, und ein jeder kaufte dem alten Paul ein Geschenk zu seinem Ehrentag, und hieng's ihm über die Schulter, Auch der eine Jude kam zuletzt noch mit einem rothgestreiften Halstuch: »dürf ich, Paul? Ja, ich dürf wohl; wir sind ja auf Deutschem Boden!« Und es ward geklatscht.

Paul ließ sich alles geruhig aufhängen, und stand endlich da wie ein Hochzeit-Bitter-Stecken.

Hr. v. Hochheim. »Nun der Paul einmal in Pontificalibus ist, müssen wir gleich seine Gesundheit trinken.«

Das geschahe von allen Gästen, und Paul bückte sich demüthig, nahm sein Glas, und brachte wieder aus: »Alle gnädige hochadeliche Herrschaften, »die mir heute die Ehre thun, in meinem Hause zu »essen, und mich eben alle so gnädig beschenkt ha»ben!« Und das tranken wir alle mit; und darauf legte Paul seine Geschenke bey Seite, und schüsselte wieder Kartoffeln auf.

Hr. v. Saalbader. »Mais Monsieur *Asmus*, comme je vous vois grand Mecenas du genre humain, agreez ma felicitation sur la suppression des Ordres religieux, qui se fait presque par tout à present. C'est pourtant un manoeuvre vraiment sage!«

Asmus. »Freylich können überhandnehmende Mißbräuche und Umstände eine Aenderung nothwen-

dig, und zu einer sehr weisen und väterlichen Maaßregel machen.«

Hr. v. Saalbader. »Aber die Orden und Klöster sind in sich Unsinn und Affenspiel.«

Asmus. »In sich? — Da sind wir nun verschiedener Meinung, Herr v. Saalbader.«

Hr. v. Strahlen. »Wie wollten sie wohl Orden und Klöster rechtfertigen, Herr Asmus?»

Asmus. mich dünkt, gnädiger Herr, eine Gesellschaft von Menschen, die ihre Ruhe und ihr Glück in dieser Welt nicht finden, und es deswegen in einer andern suchen, eine solche Gesellschaft, wenn sie mit Ernst und Wahrheit fährt, ist sehr respectabel; und wenn jemand, der Geld hat und es weggeben kann, einer solchen Gesellschaft eine Gelegenheit macht, wo sie abgesondert und um die nothwendigen Bedürfnisse unbekümmert leben kann; so wüßte ich nicht, was dagegen zu sagen wäre.«

Hr. v. Saalbader. »Wenn nun alle Menschen ins Kloster gehen wollten?«

Asmus. »Wenn?—— Wenn nun allen Menschen statt des Odems eine Lohe zum Munde aus- und einführe? — So würden die Pulvermühlen vor der Hand müssen stille liegen.«

Hr. v. Saalbader. »Aber der Geschmack am Klosterleben ist doch ehemals ziemlich allgemein gewesen; wenn nun alle Menschen ins Kloster gehen wollten?«

Asmus. »So brauchte es gar keines Klosters, Herr v. Saalbader; denn die Klöster sollen eben

die Menschen, die Klostergesinnungen haben, von den übrigen absondern, die sie nicht haben.»

Hr. v. Saalbader. »Was sollen denn aber die dicken Bäuche?»

Asmus. »Die sollen arbeiten, Herr v. Saalbader. Wir reden hier aber von wahren Klosterleuten.«

Hr. v. Saalbader. »Auch die könnten bey Manufacturen gebraucht werden.«

Asmus. »Das könnten sie freylich. Aber unser Leben hier ist doch kein bloßes Manufacturwesen, und das Ende der Welt keine Frankfurter Messe.«

Hr. v. Saalbader. »Was wollen denn aber die Klosterleute eigentlich?«

Asmus. »Das werden sie vermuthlich wissen, und ihre Stifter werden es gewußt haben.«

Hr. v. Saalbader. »Die waren ja alle die größten Narren von der Welt.

Asmus. »Alle, meinen Sie Herr v. Saalbader? Wer wollte so hart seyn. Es möchten doch einige Orden-Stifter gewesen seyn, die keine Narren waren.«

Hr. v. Saalbader. »Ja, was wollten denn die Narren? Was suchen sie?«

Asmus. »Ich habe ihnen schon gesagt: Ruhe und Glück für sich.«

Hr. v. Saalbader. »Die liegen ihnen ja vor der Nase. Qu'ils jouissent de la vie, qu'ils goutent les douceurs que la nature nous offre de toutes parts, qu'ils boivent, qu'ils mangent, qu'ils

se livrent aux transports de l'amour et des autres belles passions et cetera; mais Notabene avec de la moderation c. a. d. sans se degouter et sans nuire à la santé. Voila le vrai bonheur, il n'y a pas d'autre! Et c'est l'avis des hommes les plus eclairés en France.«

Asmus. »Es giebt in Frankreich sehr verständige Leute, Hr. v. Saalbader; die Ihnen das aber gesagt haben, das sind nicht die rechten gewesen. Uebrigens liegt das Glück, das Sie im Sinne haben, würklich wie Sie sagen vor der Nase, und ist nicht zu vermuthen, daß irgend ein Mensch es übersehen werde, noch übersehen habe.«

Hr. v. Strahlen. »Der alte Mann da wird so blaß aussehen. Alter, wie gehts? Ist Euch kalt?«

Jost. »Ja, gnädiger Herr, ja, kalt! Das Fleisch hab ich alles herab gelebt, und nun frieren die Knochen mir immer so.«

Hr. v. Saalbader. »Und nun vollends die Nonnenklöster! Quelle Betise, de maltraiter ainsi les plus belles et les plus aimables creatures!

Ah, que je serois prét à rendre justice á leur beauté!«

Asmus. »Sprechen Sie nicht so, Herr v. Saalbader. Vielleicht sind Sie darum ein Edelmann, weil Ihr Urgroßvater seiner Zeit ein unschuldiges Mädchen großmüthig vom Verderben errettet und im Guten erhalten hat.«

Hr. v. Saalbader. »Ha ha ha, un Gentilhomme pour avoir sauvé — — ! C'est drole.

Asmus. „Ich glaube, daß Ihnen das in Ernst lustig dünkt; aber das ist eben der Fehler, Herr v. Saalbader, und ist für Sie nicht gut, glauben Sie mir.

Ihnen behagt das Gefühl der groben sinnlichen Liebe so sehr. Sie sollten die bessere Liebe kennen, und das Gefühl von Großmuth und Edelmuth; das kommt noch ganz anders! Und es hält länger. Wenn Ihnen 'nmal, wie dem alten Jost, die Knochen erst immer so frieren; sehen Sie, denn gelten Ihre Bonmots nicht mehr. Aber edel und gut gewesen seyn, das gilt denn noch, und wärmt und öhlt die Knochen von innen heraus.

Verführen Sie nie ein Mädchen, Herr v. Saalbader, Sie sind ein Edelmann; und so muß Ihnen ein jedweder Vater 'n Freund seyn, und ein jedes Mädchen ist die Tochter Ihrer Freundin! Wofür wären Sie sonst ein Edelmann?«

Hr. v. Saalbader. »Zum Henker, was ist denn ein Edelmann?«

Asmus. »Es war in einem Lande ein Mann, der sich durch hohen Sinn, durch Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Großmuth über alle seines Gleichen erhob, und um alle seine Nachbarn verdient machte; dieser Cirkel war aber nur klein und weiter hin kannte man ihn nicht, so sehr man sein bedurfte. Da kam der Landesherr, der mit der goldnen Krone an seiner Stirn, und nannte diesen Edlen öffentlich

seinen Angehörigen, und stempelte ihn vor dem ganzen Lande als einen Mann, bey dem Niemand je gefährdet sey, dem sich ein jedweder, Mann oder Weib, mit Leib und Seele sicher anvertrauen könne — und das ganze Land dankte dem Landesherrn, und ehrte und liebte den neuen Edelmann.

Und weil der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, und der Sohn eines edlen Mannes auch ein edler Mann seyn wird; so stempelte der Landesherr in solchem Vertrauen sein ganzes Geschlecht in ihm mit, legte ihm auch etwas an Land und Leuten zu, wie Eisenfeil an den Magneten, daß seine wohlthätige Natur, bis er ihn etwa selbst brauche, daran zu thun und zu zehren habe.«

Hr. v. Saalbader. »Auf die Weise konnte ja ein Bürgerlicher ein edler Mann seyn?»

Asmus. »Haben Sie denn daran je gezweifelt?«

Hr. v. Saalbader. »Ich will sagen, es kann einer edel seyn und doch nicht adlich.«

Asmus. »Nicht allein das, sondern es kann auch einer noch adlich seyn, und nicht mehr edel; denn bis der Landesherr den Stempel wieder tilgt, muß Jedermann, aus Achtung für den Landesherrn, den Edelmann für einen edlen Mann ehren, er mags seyn oder nicht.«

Hr. v. Saalbader. »Immer besser. So wäre also der Adel nur eine Fontange, die wieder abgenommen werden kann!«

Asmus. »Natürlich! Das geschieht ja auch in

der Welt. Warum wird einem Edelmann auf dem Echafaut sein Wapen zerschlagen? Der Landesherr kann ja unmöglich einen Edelmann strafen, darum nimmt er zuvor sein Wort zurück und tilgt seinen Stempel wieder.«

Hr. v. Saalbader. »Am Ende hätte denn also ein Edelmann vor dem bürgerlichen edlen Mann nichts voraus?«

Asmus. »Sehr vieles. Dieser muß sich erst Achtung und Vertrauen erwerben, und gilt doch nur immer wo man ihn kennt, bleibt doch nur Privat-Gut; der Edelmann gilt überall, ist currente Münze unter Autorität des Landesherrn, ist öffentliches Gut, daran alle Menschen ein Recht, und zu dem sie alle Vertrauen haben.«

Hr. v. Saalbader. »Und Ahnen und Alter der Familie, die wären denn gar nichts?«

Asmus. »Sehr vieles; oder rechnen Sie das wenig, wenn ein Geschlecht von Vater auf Sohn viele hundert Jahre hindurch die Liebe und die Freude der Menschen, und ein Seegen der ganzen Gegend gewesen ist?«

Hr. v. Saalbader. Mais — alors il vaudroit mieux, se faire Soldat.»

Asmus. »Grade da können Sie die Bestätigung von dem sehen, was ich Ihnen sage.

Sie wissen, alle Officiers haben als Officiers adliche Vorrechte. Nämlich weil, sonderlich in Kriegszeiten, Menschenleben und Glück und Unglück der armen Einwohner viel von ihnen abhängt, und oft

ganz in ihrer Hand ist; so ordneten die Fürsten, daß solche Stellen nur einem edlen Manne verliehen werden könnten.«

Hr. v. Saalbader. »Il y a du Heroique dans cette doctrine.

Mais chere Mama, Vous, qu'en jugez Vous, et ce Philosophe comment vous plait-il!«

Fr. v. Saalbader. »J'enrage, je fremis d'indignation, et je vous defends de l'honorer derechef de Vos reponses. C'est un Talmudiste incarné, il parle comme un ivre, comme un Perroquet, comme un Harang, comme un —«

Asmus. »Gnädige Frau, ich vermuthe aus Ihren Reden, daß Sie unwillig sind. Es wäre mir sehr leid, wenn ich Sie beleidigt hätte, und ich wollte Sie gerne wieder um Vergebung bitten. Aber ich habe weder Ihren Sohn noch Ihren Adel beleidigt, habe Sie auch nicht beleidigen wollen. Und so werde ich mich am Ende über Ihren Unwillen trösten müssen; es wäre mir aber doch lieber, wenn Sie nicht unwillig wären. Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen, und vermuthlich werde ich diese Ehre nicht wieder haben. Besinnen sie sich, gnädige Frau! Ich ehre Ihren Stand; und wenn Sie ihn auch so ehrten, es würde Ihnen ein gut Theil besser zu Muth seyn, als Ihnen itzo ist. Und mich dünkt, Sie sollten darum nicht zürnen, daß ich Ihnen das wohl gönnte.«

Hr. v. Holborn. »Appaisez Vous Madame, il

ne merite pas Votre Courroux, et ce qu'il dit est trés raisonnable.«

Louise. »En Verité, trés raisonnable.«

Hr. v. Strahlen ꝛc.

Fr. v. Mecheln ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Unke. Zu mir. »Seine Gesundheit! die Frau von Saalbader trinkt sie doch wohl nicht.«

Asmus. »Und wenn sie Niemand trinkt, Unke! so trink ich sie selbst. Es gibt hier aber noch wohl andere Gesundheiten zu trinken. Seht, der Paul hat da was im Sinne.«

Paul. Zu Liese Westen. »Ihr rückt so, Liese; Euch wird das Sitzen sauer, nicht wahr? — Nun, helf Euch Gott, wenn Eure Stunde kommt!«

Körner. »Wie gesagt: allen Schwangern und Säugern fröhliche Frucht und Gedeihen! Aber meine Frau mit eingeschlossen.«

Albrecht Kühnert. »Wie gesagt!«

Hans Westen. »Liese, helf dir Gott, liebe Liese!— Aber steh auf, wenn du nicht länger sitzen kannst.«

Asmus. »Die armen Weiber. Kommt Unke, Ihr stoßt doch auch mit an? aber recht herzhaft.«

Unke. »Mir hält kein Glas bey solchen Gesundheiten.«

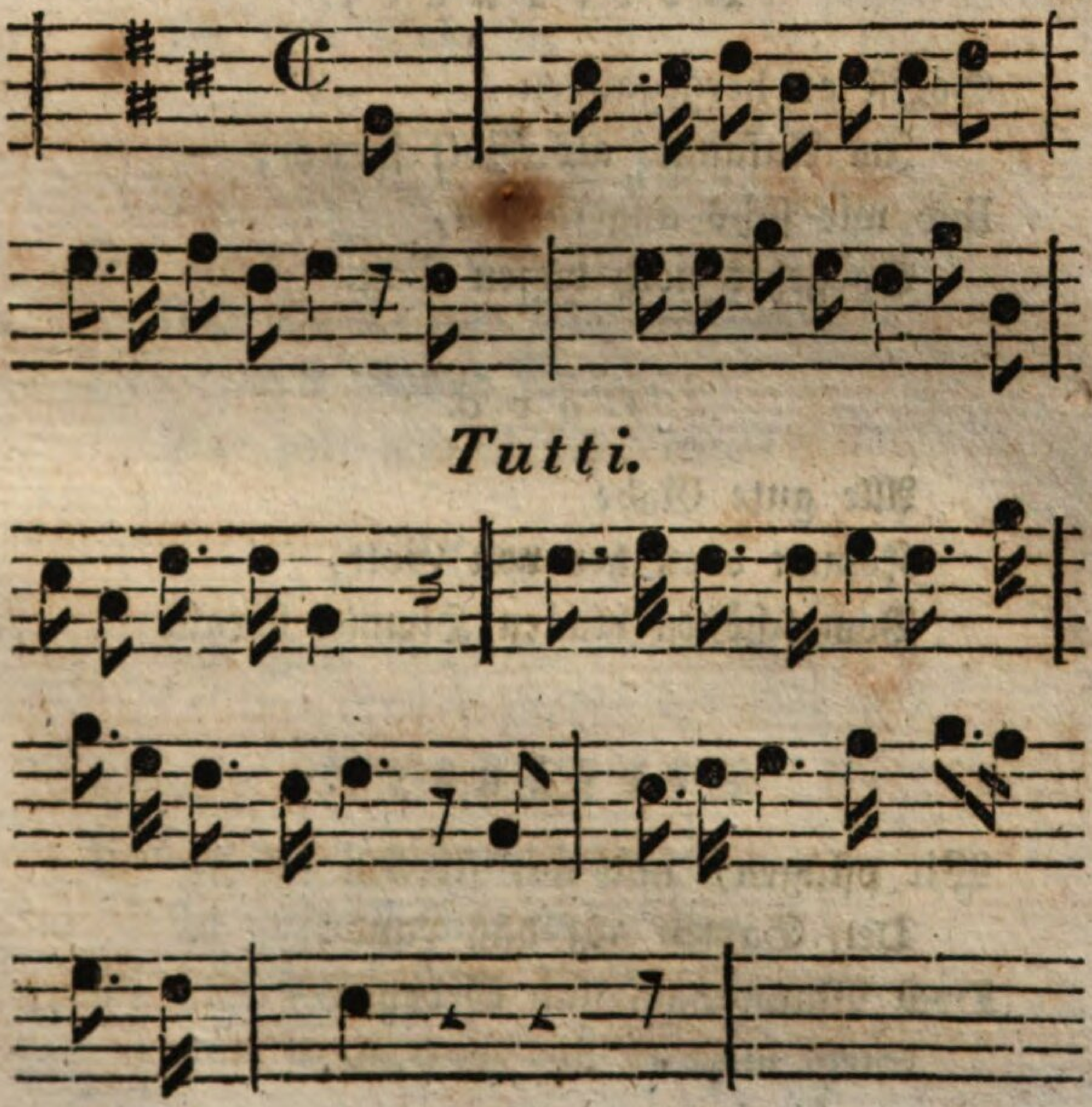
Hr. v. Hochheim. Zu den Bauern. »Ihr Leute, sollen wir nicht unser Bauernlied haben?«

Unke. »Gleich, gnädiger Herr.«

Zu Westen. »Westen, sing vor.«

Sie sangen darauf das Bauernlied, wie folget. Ich weiß nicht, was das Lied für Effekt thut, wenns gelesen wird: aber was es that, als es hier die Bauern sangen, das weiß ich wohl. Und deswegen rathe ich einem jeden, es von solchen Bauern singen zu lassen. Die Musik, sagten sie, sey aus Italien. Ich habe sie da her gesetzt, so gut ich sie behalten habe; 'n jeder mag sie verbessern, oder sich eine andere machen.

Das Bauernlied.



Der Vorsänger, Hans Westen.

Im Anfang wars auf Erden
Nur finster wüst und leer;
Und sollt was seyn und werden,
Mußt' es wo anders her.

Coro. Alle Bauern.

Alle gute Gabe
Kam oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Vorsänger.

So ist es hergegangen
Im Anfang, als Gott sprach;
Und wie sichs angefangen,
So gehts noch diesen Tag.

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Vorsänger.

Wir pflügen, und wir streuen
Den Samen auf das Land;
Doch Wachsthum und Gedeyen
Steht nicht in unsrer Hand.

Coro.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Vorsänger.

Der thut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf,
Und träuft, wenn wir heim gehen,
Wuchs und Gedeyen drauf.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Der sendet Thau und Regen,
Und Sonn- und Mondenschein;
Der wickelt Gottes Seegen
Gar zart und künstlich ein.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Und bringt ihn denn behende
In unser Feld und Brodt;
Es geht durch seine Hände,
Kömmt aber her von Gott.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Was nah ist und was ferne,
Von Gott kömmt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Von Ihm sind Büsch' und Blätter,
Und Korn und Obst von Ihm,
Von Ihm mild Frühlingswetter,
Und Schnee und Ungestüm.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er, Er macht Sonnaufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf,
Er läßt die Winde wehen,
Er thut den Himmel auf.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er schenkt uns Vieh und Freude,
Er macht uns frisch und roth,
Er giebt den Kühen Weide,
Und unsern Kindern Brodt.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Auch Frommseyn und Vertrauen,
Und stiller edler Sinn,
Ihm flehn und auf Ihn schauen,
Kömmt alles uns durch Ihn.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht,
Und rührt die herzlich flehen
Im Schlafe an bey Nacht.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger. Coro fällt ein.

Darum, so woll'n wir loben,
Und loben immerdar

Den großen Geber oben.
Er ists! und er ists gar!

Coro, Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Unke. »Gnädiger Herr, wir haben noch etwas hinten dran gemacht, auf heute; dürfen wir das auch singen?«

Hr. v. Hochheim. »Warum nicht, Unke?«

Vorsänger Westen.

Und Er hat große Dinge
Am Nachbar Paul gethan;
Denn ärmlich und geringe
Trat Paul sein Erbe an.

Coro.

Alle gute Gabe ꝛc.

Vorsänger.

Er hat bewahrt vor Schaden,
Hat reichlich ihn bedacht,
Hat heute ihm aus Gnaden
Ein Jubiley gemacht.

C o r o.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

V o r s ä n g e r.

Und solche Gnad und Treue
Thut er den Menschen gern.
Er seegne P a u l aufs Neue,
Und unsern lieben Herrn!

U n k e. »Das noch einmal, W e s t e n.«

Vorsänger W e s t e n.

Und solche Gnad und Treue
Thut er den Menschen gern.
Er seegne P a u l aufs Neue,
Und unsern lieben Herrn!

C o r o.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab.

Der alte P a u l saß sehr bewegt, und sahe einen Nachbar nach dem andern an.

»Nachbarn! ich danke Euch! Gott lasse einen

jeden von Euch den Tag auch erleben, und gebe ihm denn auch solche Nachbaren, als er mir gegeben hat. — — — —

Aber laßt uns nun unsre beste Gesundheit trinken. Steht auf, Kinder, und ruft den Knechten, daß sie die Sicheln streichen.«

Herr v. Hochheim merkte, worauf es gemünzt war, und sahe Paul an und schüttelte mit dem Kopf. Der aber hörte nicht drauf.

Hr. v. Hochheim. Zu den Bauern. »Laßts gut seyn, Leute, wenigstens bleibt sitzen.«

Paul. »Nein, gnädiger Herr! Sie sind es werth.«

Steht alle auf Kinder, und nehmt die Hüte ab.

Wir wissen wohl, gnädiger Herr, daß sie unsern Dank nicht verlangen; so sehen Sie weg. Wir wollen ihn hier vor Gott bringen, und der wird nicht wegsehen.«

Unke. »Aufgestanden, wer sich rühren kann! Unsers gnädigen Herrn seine Gesundheit soll getrunken werden.

Westen. »Es wird auch wohl schwerlich einer wollen sitzen bleiben, Unke.«

Unke. »Seht, Jost ist eingeschlafen! Laßt ihn. Gott giebts seinen Freunden schlafend; er wird den alten Jost auch schlafend hören. Laßt ihn, und gebt mir sein Glas in die linke Hand.«

Die Bauern standen nun alle mit entblößtem Haupt. Auch am andern Tisch, als wenn die Empfindung epidemisch würde und Recht 'nmal Recht

bleiben wollte, stand einer nach dem andern auf, auch der Herr von Saalbader und seine Mutter. Und die Knechte strichen die Sicheln.

Paul. Mit dem Glase in der Hand. »Nun denn in Gottes Namen. Unsers lieben, guten, frommen gnädigen Herrn von Hochheim seine Gesundheit! — daß Gott Ihm lohne! — und daß Gott Ihn seegne — wie er uns segnet. — — — — — — — — — — — — — — — —

Gesundheit!
— —
Gesundheit!
— —
Gesundheit!
— —
— —

Unser lieber
Herr!
Unser
gnädiger
Herr!
Ich wollte
für ihn
durchs
Wasser
laufen.

Unser von
Hochheim!
und alles
was sein
ist, hier
zeitlich und
dort ewig-
lich.
— —

Gesundheit!
und die
ewige
Seligkeit!
— —
— —
— —

Der gnädige
Herr
soll leben!
und wer
rechtschaffen
ist und
Gott
fürchtet!

Freude und
Seegen
über von
Hochheim!
und über
jeden
wahren
Edelmann!
ꝛc.
ꝛc.

Vorrede des Uebersetzers. 1782.

Das Buch: Des Erreurs et de la Verité ist ein sonderlich Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen; denn man versteht es nicht, und man soll doch eigentlich verstehen, was man richten will.

Hin und wieder thut wohl der Verfasser seinen Mund auf und spricht, wie in der Erklärung von dem Ursprung des Bösen, von der Freiheit des Menschen und an verschiednen andern Orten; und da befriedigt er mehr, als was bisher über die Dinge im Umlauf war. Meistens aber geht er wie ein Geist, mit geschlossenem Munde und aufgehobenem Zeigefinger, auf etwas hinweisend da wir nicht von wissen; und seine Winke und Aeußerungen sind allerdings groß und erfreulich wie die Gipfel der väterlichen Berge, aber zu gleicher Zeit so ex-centrisch und wunderbar, daß unsre Vernunft ihren Cirkel nirgend anlegen, und sie nicht zusammenhängen und reimen kann.

Dies nun hat, an und für sich, nichts zu sagen. Denn wenn unsre Vernunft nur in der Wüsten der materiellen Natur einigen Bescheid weiß und geben kann; so geht eigentlich da, wo sie die Zähne blöckt und die Hände übern Kopf zusammen schlägt, das gelobte Land allererst an, und wenn auf dem Acker landesüblicher Gelehrsamkeit die Weisheit nicht wächset, wie das wohl schwerlich der Ackersleute einer im Ernst denken wird; so müssen natürlich Winke und Aeußerungen von ihr wunderbar dünken. Indeß bleibt immer doch vorher die Frage über die Authenticität solcher Winke und Aeußerungen, und man muß freilich nicht gleich für Feuer vom Himmel nehmen, was auch vielleicht nur Irrlicht oder Johannes-Würmchen-Feuer seyn kann.

Viele Leser wollen diesem Verfasser gar kein Feuer zugestehen, sondern nur Rauch, und sie vergleichen sein Buch einem Gemälde, wo der Himmel um und um mit Wolken bedeckt ist. Sie haben dazu ohne Zweifel ihre Ursachen;

übrigens ist die Vergleichung mit dem Wolken-Gemählde gar nicht so übel, und giebt es einige Gemählde dieser Art wo aus den Wolken eine Hand vorkommt, die etwas geben will.

Die Sinnesart eines Schriftstellers: was ihn treibt: was er will: ist über ihn der sicherste und beste Meilenzeiger, den auch gewöhnlich ein jeder, freilich sehr oft nicht zu seinem Vortheil und wider sein Wissen und Willen, für kundige Leser seiner Karte beyfügt.

Ich verstehe das Buch auch nicht; aber, außer dem Eindruck von Superiorität und Sicherheit finde ich darin einen reinen Willen, eine ungewöhnliche Milde und Hoheit der Gesinnung, und Ruhe und ein Wohlseyn in sich. Und das geht einem zu Herzen; wir wollen doch alle gerne wohl seyn, suchen doch alle Ruh und finden sie nicht! Auch giebt es keine Reinheit, keine Ruhe und kein Wohlseyn außer dem Guten.

Mit uns Gelehrten sieht es in diesem Stück sehr zweydeutig aus. Die Gelehrsamkeit mag ehedem ein Ding gewesen seyn, das den Menschen in sich zu Recht setzte, das ihn wandelte und züchtigte, zu suchen und zu haben eine eigne innerliche Herrlichkeit, und zu verschmähen, würklich und von Herzen, die Herrlichkeit des Bassa von drey Roßschweifen; nach dem dermaligen Lauf der Dinge ist sie ein nützliches Hausgeräth, ein honnetter Filz-Hut auf dem Gelehrten, ihn wider Frost und Kälte zu decken, viel oft auch ein Parade-Hut, und zuweilen gar ein Chapeaubas-Hut, mit dem er vor dem Bassa wedelt und sich beliebt macht. Unsre Bücherschreiberey ist eitles Selbstbedürfniß, aus den oder jenen Gründen; eine Kunst, auf der Maul-Trommel zu spielen und das Publikum tanzt! und inwendig sehen Schriftsteller und Leser, Gelehrte und Ungelehrte sich einander ziemlich gleich; denn ob einer auf einen Schnurrbart oder auf eine Metapysik und Henriade eingebildet und ein Narr ist; ob einer über einen größern Kürbis, oder

über die Erfindung der Differential- und Integral-Rechnung hasset und neidet; kurz, ob man sich von seinen fünf Jochochsen oder von seiner Polyhistorey am Seil halten und hindern läßt, das scheint im Grunde einerley zu seyn, und nicht zweyerley.

Sonder allen Zweifel wird einer oder der andere Gelehrte bedacht seyn, den Verfasser zu widerlegen. Einmal aber hat schon das Widerlegen an sich seine Schwierigkeiten bey einem Buche, das man nicht ganz versteht; denn wenn man hie und da einige Sätze heraushebt, und sie nach seinem eignen Münzfuß deutet und wie die Worte lauten, so kann gar leicht ein Fehl mit einfließen, und dem Verfasser ein unrechter Sinn angedichtet werden, zumal er selbst ausdrücklich erklärt, daß er oft eins sage und ein ganz anderes meyne, und überhaupt viel im Sinne behalte; und denn so ist des Verfassers seine Hauptlehre: der Mensch mache, sich selbst gelassen und ohne die Leitung der allgemeinen zeitlichen thätigen und verständigen Ursache, wie ers nennt, eitel Irrthum und Thorheit, wisse und vermöge gar nichts ohne sie, so wie mit ihr Alles. Dadurch verliehren denn offenbar auch die allergründlichsten Widerlegungen der Gelehrten allen ihren Stachel, und der beste und zugleich der einzige Weg, etwas auszurichten, wäre wohl der: daß man Fleiß anwendete, diese Ursache, wenn sie da ist, zu erkennen und von ihr geleitet zu werden. Denn alsdann würde man au fait seyn, wäre dem Verfasser gewachsen, und könnte über sein Buch richten und entscheiden, nehmlich ob es sey ein taubes Wetterleuchten, oder ein milder Stern aus bessern Welten.

Doch, wie könnte der Verfasser Recht haben, wie könnten die mancherley Aeußerungen über die Wahrheit in Facto gegründet seyn; wir wissen ja von dem allen, was er äussert und zu verstehen giebt, so gar nichts; sehen auch den Zusammenhang nicht ein?

Man mag noch beßre Gründe dagegen haben, der al-

lein thuts nicht. Denn, Lieber! siehe an die Sonne, wie sie so herrlich und so hell scheint, und kannst du eine Faust voll Strahlen mit den Wurzeln herausreißen, und sehen, wie sie hervorwachsen? Kannst du den Mond mit der Hand fassen, und seinen Saft in deinen Becher drücken? Und siehe! er leuchtet in aller Welt, und feuchtet die Erde und das Meer, und die Fluth kommt die Elbe heraufgebraußt, ob wir ihn sehen oder nicht? Ist uns aber in der materiellen Natur noch vieles verborgen, für die wir den Gebrauch von drey Sinnen haben; wie mögen wir über die immaterielle richten, für die wir nicht den Gebrauch von Einem haben, den der Verfasser die sinnliche Fähigkeit oder den Sinn des Geistes nennt?

Von den menschlichen Wissenschaften denkt und spricht er gar sehr kleinlich. Viel Gönner und Freunde wird er sich nun dadurch nicht machen; bekanntlich ist das aber auch eben kein erhabenes Project, und es giebt wohl noch etwas Klügeres zu thun. Der Schmeichler buhlt um Beyfall, macht die Menschen groß in ihrem Sinn, und sie werden klein; der bessere Mann macht sie klein, auf daß sie groß werden. Ist also schon hier in dem Gange des Verfassers ein Edles, und wer kann sagen, ob er nicht Recht hat? Was er von Isolirung der einzelnen Zweige unserer Wissenschaften, und von Vereinerleyung der verschiedenen Classen der Dinge an Hand giebt, leuchtet augenscheinlich als wahr ein. Sein Grundsatz: daß das Resultat aus und durch das Principium, und nicht das Principium durch und aus dem Resultat erklärt und erkannt werden müsse, und daß die menschlichen Wissenschaften grade darum weil sie umgekehrt verfahren so krüpplich und leblos sind, dürfte mehr Widerspruch finden. Da indeß das Principium doch das erste und das Resultat allererst das zweyte ist: so scheint, beym Resultat anfangen, würklich beym unrechten Ende angefangen zu seyn; und übrigens verräth die so beliebte mathematische Lehrart, daß die Gelehrten selbst den Grundsatz des Ver-

fassers glauben und annehmen, nach ihrer Art. Am Ende können wir Gelehrte wohl über den Werth unserer verschiedenen Wissenschaften unter einander, und über ihren mancherley zeitlichen Nutzen urtheilen; aber über ihren eigentlichen Werth können wir nicht urtheilen, denn wir kennen ja nichts weiter, als sie, und der urtheilt und hält allemal zu hoch von seinem Landsee, wer noch nie das offene Meer gesehen hat.

Doch dies Buch sey, was es wolle; es läßt die Welt-Angelegenheiten und zeitlich Ding unangerührt, und predigt Verleugnung eignen Willens und Glauben an die Wahrheit, predigt die Nichtigkeit dieser Welt, die Blöde und Brechlichkeit der sinnlichen und körperlichen Natur im Menschen, und die Hoheit seiner verständigen Natur oder seines Geistes, und leitet und treibt auf allen Blättern von dem Sichtbaren zu dem Unsichtbaren, von dem Vergänglichen zu dem Unvergänglichen! Und das ist doch nichts Böses, und wer möchte das nicht gerne befördert haben?

Und so habe ich dies Buch übersetzt, und wer es dazu braucht, der thut sicherlich wohl; und wer es zu eitler und thörichter Absicht braucht, der thut nicht wohl, und mag sich besinnen und klug werden.

Wir Menschen gehen doch wie im Dunkeln, sind doch verlegen in uns, und können uns nicht helfen; und die Versuche der Gelehrten, es zu thun, sind nur brodlose Künste. Auch ist das Gefühl eigener Hülflosigkeit zu allen Zeiten das Wahrzeichen würklich großer Menschen gewesen, ist überdem ein feines Gefühl, und vielleicht der Hafen, aus dem man auslaufen muß, um die Nordwestpassage zu entdecken.

Der Mensch hat einen Geist in sich, den diese Welt nicht befriedigt, der die Treber der Materie, die Dorn und Disteln am Wege mit Gram und Unwillen widerkäut, und sich sehnet nach seiner Heymat. Auch hat er hier kein Bleiben, und muß bald davon. So läßt es sich an

den fünf Fingern abzählen, was ihm geholfen seyn könne mit einer Weisheit, die bloß in der sichtbaren und materiellen Natur zu Hause ist. Sie kann ihm hier auf mancherley Weise lieb und werth seyn, nachdem sie mehr oder weniger Stückwerk ist; aber sie kann ihm nicht gnügen. Wie könnte sie das, da es die körperliche Natur selbst nicht kann und sie ihn auf halbem Wege verläßt, und wenn er weggetragen wird, auf seiner Studierstube zurückbleibt, wie sein Globus und seine Electrisir-Maschine?

Was ihm gnügen soll, muß in ihm, seiner Natur und unsterblich wie er seyn; muß ihn weil er hienieden einhergeht, über das Wesen und den Gang dieser körperlichen Natur und über ihre Gebrechen und Striemen weisen und trösten, und ihn in dem Lande der Verlegenheit und der Unterwerfung in Wahrheit unverlegen und herrlich machen; und wenn er von dannen zieht, mit ihm ziehen durch Tod und Verwesung, und ihn wie ein Freund zur Heymath begleiten.

Solch' eine Weisheit wird freylich in keinem Buche gefunden, wird nicht um Geld gekauft noch mit Halbherzigkeit zwischen Gott und dem Mammon. Zeuch deine Schuhe aus, denn da du auf stehest ist ein heilig Land! aber sie ist, das wissen wir; und wer sich des Odems in seiner Nasen bewußt ist, nimmt das zu Herzen, und wenn er sie in der sichtbaren und materiellen Natur und in seinem eignen Dünkel nicht findet, läßt er sich guten Rath warnen, und sucht sie auf einem andern Wege.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weisse Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder froh und fröhlich seyn!

* * *

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns im Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch

Das Gebet,

das, nach dem Lactanz, ein Engel in der Nacht den Licinius lehrte und es ihn und sein ganzes Heer beten hieß, als er gegen den Maximinus die entscheidende Schlacht pro *aris* et focis halten sollte.

„Summe Deus, te rogamus: sancte Deus, te ro-„gamus: omnem justitiam tibi commendamus: sa-„lutem nostram tibi commendamus: imperium no-„strum tibi commendamus. Per te viuimus, per „te victores et felices existimus. Summe, sancte „Deus, preces nostras exaudi: brachia nostra ad „te tendimus. Exaudi sancte, summe Deus."

Ist sehr schön, denke ich, und könnts wohl 'n Engel gemacht haben. Auch wirds, denke ich, ein jeder gleich verstehen, wenn er auch sonst kein Latein verstünde.

Ein Lied nach dem Frieden.

Anno 1779.

Die Kaiserin und Friederich,
Nach manchem Kampf und Siege,
Entzweiten endlich aber sich,
Und rüsteten zum Kriege;

Und zogen muthig aus ins Feld,
Und hatten stolze Heere,
Schier zu erfechten eine Welt
Und »Heldenruhm und Ehre. — «

Da fühlten beyde groß und gut
Die Menschenvater-Würde,
Und wie viel Elend, wie viel Blut
Der Krieg noch kosten würde;

Und dachten, wie doch alles gar
Vergänglich sey hienieden,
Und sahen an ihr graues Haar . .
Und machten wieder Frieden.

Das freut mich recht in meinem Sinn!
Ich bin wohl nur fast wenig;
Doch rühm ich drob die Kaiserin,
Und rühm den alten König!

Denn das ist recht und wohlgethan,
Ist gut und fürstlich bieder!
Und jeder arme Unterthan
Schöpft neuen Odem wieder.

Ah, »Heldenruhm und Ehr'« ist Wahn!
Schrei' sich der Schmeichler heiser;
Die Güte ziemt den großen Mann;
Nicht eitle Lorbeerreiser.

Gut seyn, gut seyn, großmüthig seyn,
Vollherzig zum Erbarmen,
Ein Vater aller, Groß und Klein,
Der Reichen und der Armen!

Das machet selig, machet reich,
Wie die Apostel schreiben,
Ihr guten Fürsten; und wird Euch
Nicht unbelohnet bleiben.

Gott wird Euch Ruhm und Ehr' und Macht
Die Hüll' und Fülle geben,
Ein fröhlich Herz bey Tag und Nacht,
Und Fried, und langes Leben.

Und kömmt die Stunde denn, davon
Wir frey nicht kommen mögen,
Euch schlecht und recht, ohn' eine Cron,
Hin in den Sarg zu legen;

So wird der Tod Euch freundlich seyn,
Euch sanft und bald hinrücken;
Und es wird Euer Leichenstein
Im Grabe Euch nicht drücken.

Und wie die Kinder wollen wir,
Die Großen mit den Kleinen,
Um Euch an Eures Grabes Thür
Von ganzem Herzen weinen. —

Nun! seegne Gott, von oben an,
Die Theil am Frieden nahmen!
Gott seegne jeden Ehrenmann,
Und straf' die Schmeichler! Amen!

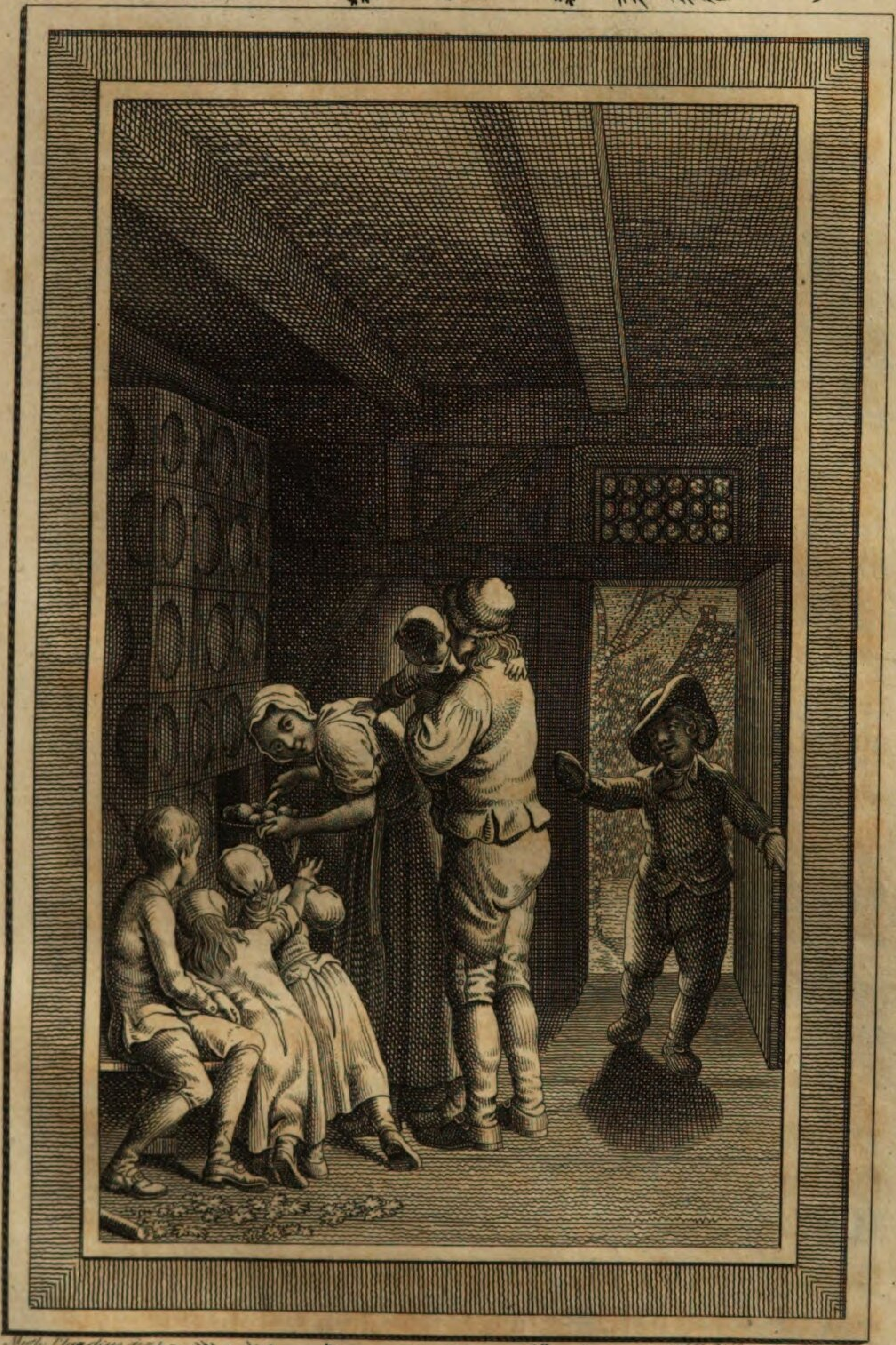
An die Frau B . . . r.

Daß du so gut gestorben bist,
Und all dein Leid und alle deine Plagen
Bis in den Tod, wies Gottes Wille ist,
Mit stillem Muth und mit Geduld getragen;
Daß du — O zürne nicht im Himmel, wo du bist!
Ich will nicht loben und nicht klagen;
Ich wollt' es blos an deinem Grabe sagen,
Weil es die reine Wahrheit ist.

Neue Erfindung.

Hab eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll dir hier so warm mitgetheilt werden.

Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeyert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann. So haben wir beide, ausser



Matth. Claudius gez.

den respectiven Geburts- und Namens-Tagen, schon verschiedene andere Festtage an unsern Höfen eingeführt, als das Knospenfest, den Widerschein, den Maymorgen, den Grünzüngel, wenn die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt und zu Tisch gebracht werden sollen, und so weiter.

Nun ist wohl wahr, daß der Sommer und sonderlich das Frühjahr viel schön sind. Gleich wenn der Winter-Schnee aufthauet und man den bloßen Leib der Erde zum erstenmal wieder sieht, fängt sich diese Viel-Schönheit an, und geht denn immer mit größern Schritten fort, bis Blumen und Blätter aufgeblühet sind und der Mensch vor dem vollen Frühling steht, wie Gleims Kind vor einem Blumenkorb. Und gewiß lehret uns der Frühling Gott und seine Güte sonderlich; denn, wie Freund Fritz sagt, was so zu Herzen geht, muß aus irgend einem Herzen kommen. Und also sind die Frühlings- und Sommer-Festtage gar sehr am rechten Ort, ich habe nichts dawider. Es ist mir aber doch immer schon vorgekommen, daß im Herbst und Winter auch was zu machen wäre, nur habe ich die Sache noch nie recht ins klare bringen können.

Gestern aber, wie das mit den Erfindungen ist, man findet sie nicht, sondern sie finden uns, gestern als ich im Garten gehe, und an nichts weniger denke, schießen mir mit einmal zwey neue Festtage aufs Herz, der Herbstling und der Eiszäpfel, beyde gar erfreulich und nützlich zu feyern.

Der Herbstling ist nur kurz, und wird mit

Bratäpfeln gefeyert. Nämlich: wenn im Herbst der erste Schnee fällt, und darauf muß genau acht gegeben werden, nimmt man so viel Aepfel als Kinder und Personen im Hause sind und noch einige darüber, damit wenn etwa ein Dritter dazu käme, keiner an seiner quota gekürzt werde, thut sie in den Ofen, wartet bis sie gebraten sind, und ißt sie denn.

So simpel das Ding anzusehen ist, so gut nimmt sichs aus wenns recht gemacht wird. Daß dabey allerley vernünftige Discurse geführt auch oft in den Ofen hineingekuckt werden muß ꝛc. versteht sich von selbst.

Und so viel vom Herbstling.

Der Eiszäpfel will nun wieder ganz anders tractirt seyn, und hat seine ganz besondere Nücken. Mancher denkt wohl, wenn er Eiszapfen am Dach sieht, könne er nur gleich anfangen zu feyern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszäpfel kann durchaus ohne einen Schneemann nicht gefeyert werden, und dazu muß erst Schnee seyn und dann Thauwetter kommen, daß der Schnee-Mann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muß es wieder frieren, daß Eiszapfen am Dach werden, einer halben Elle lang, nicht länger und nicht kürzer u. s. w. Das sind die Präliminär-Artikel und die conditio sine qua non.

Was sagst du nun? Gelte, das ist 'n intricates Fest! Es geht auch mancher Winter darüber hin,

gez. v. Math. Claudius ... Chodowiecki gest. v. W. Jury

ohne daß eins zu Stande kommen kann. Wenn nun aber obige Umstände alle eingetreten sind und sonst kein merkliches Hinderniß im Wege ist, so kannst du denn zwischen drey und vier Uhr Nachmittags das Fest angehen lassen, das NB. von Anfang bis zu Ende mit trocknem Munde gefeyert wird. Nach vier, wenns dunkel worden ist, wird eine Laterne in den hohlen Kopf des Schnee-Mannes gethan, daß das Licht durch die Augen und den Mund herausscheint — und denn geht Groß und Klein auf und ab im Zimmer und sieht aus dem Fenster unter den Eiszapfen hin nach dem Schnee-Mann, und denkt dabey an einen andern Schnee-Mann, ein jeder nach dem ihm der Schnabel gewachsen ist, und das ist das höchste Moment der Feyer.

Lebe wohl, lieber Andres, und feyre fleißig alle Festtage und heilige Abende, bis der rechte heilige Abend anbricht.

Den 3. Oktober, 1782.

Dein ꝛc.

Ernst und Kurzweil,

von meinem Vetter an mich.

Ich habe Euch in meiner Antwort unterm 22. ultimi von den »schönen Künsten und Wissenschaften« allbereits gründlichen Bericht gethan, wie ihr Euch noch gütigst besinnen werdet, und, wenn Ihr's etwa vergessen habt, an besagtem Ort nachsehen könnet; will aber gerne ferner dienen, und, wenn's wie Ihr sagt die Nothdurft erfordert, weitern Bericht thun.

Der Inhalt oder der Sinn meines Vorigen lief darauf hinaus: daß z. E. eine Kluckhenne, die mit ihren Küchlein in ihrer Einfalt auf dem Hofe herumgeht wenn der Habicht daher geschnellt kommt, ohne alle Anweisung und ohne die Absicht sich hören zu lassen, allemal unfehlbar den rechten Schrey thue.

Nun gab es aber unter den Hühnern des Hofes einige ästhetische Kannengießer, die bemerkt haben wollten: daß eine Henne aus C moll schreye; wenn sie ihre Küchlein unter sich sammlen will, aus A dur; und wenn sie 'n Ey gelegt hat, aus D dur u. s. w.

Diesen schlauen Bemerkungen zu Folge operirten sie nun weiter, und setzten gewisse Ton-Arten und Modulationes fest, wie es lauten müsse wenns so lauten sollte und die andern Hühner glauben sollten: der Habicht komme, oder eine Henne wolle ihre Küchlein unter sich sammlen, oder es sey 'n Ey gelegt

worden u. s. w., und das nannten sie die »schönen Künste und Wissenschaften.“

Die Sache fand Beyfall, und der ganze Hühnerhof studirte die schönen Künste und Wissenschaften, und lernte die Modulations.

Da ereignete sich nun aber ein gewisser Casus vielfältig, den Niemand vorhergesehen hatte. Es ereignete sich nämlich der Casus vielfältig, daß eine Henne aus C moll intonirte ohne den Habicht zu sehen. Und die Capaunen und Pularden schrien und canterten den ganzen Tag aus A dur und aus D dur. Und das gab viel Verwirrung, und ein närrisch Gequick und Wesen.

Du hast Recht, Vetter, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß gerührt zu seyn; indeß wirst du doch

Spaß verstehen, und den Respect für deinen Landesherrn nicht verliehren, weil es auch Pic- und Treff-Könige giebt.

Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum, Geld und Ehre sind nichts gegen sie; und darum kanns einem Leid thun, wenn die Leute sich und andern was weiß machen, dem Spinnengewebe der Empfindeley nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Thür und Thor verriegeln.

Will dir also über diese ästhetische Saalbaderey, und überhaupt über Ernst der Empfindung und seine Gebehrde, einigen näheren Bericht und Weisung geben, wenigstens zur Beförderung der ästhetischen Ehrlichkeit, und daß du auch den Vogel besser kennen mögest; denn so hoch auch die schönen Künste und Wissenschaften getrieben sind, so haben doch Ernst und Kurzweil jedwedes seine eignen Federn.

Meine Weisung ist kurz die, daß Ernst Ernst sey und nicht Kurzweil, und Kurzweil Kurzweil sey, und nicht Ernst. Die Sache wird sich aber besser in Exempeln abthun lassen; und zwar will ich die Exempel an dir statuiren, da du doch ohne dein Verschulden bei vielen in dem Verdacht der Poeterey stehest, und sie dich für einen erzempfindsamen Balg halten sollen.

Zum Exempel also, du führest mit Extrapost durch 'n Dorf oder Flecken, und der Postillion fiele unter die Pferde und bräch's Bein, wie wir ja auf unsern Reisen den Fall gehabt haben. Nun, so

sitz nicht auf dem Wagen und wimmere wie 'n Elendsthier, kriege keine Convulsion, und reiß dir auch die Haare nicht aus; sondern steige flugs aber vorsichtig herunter, bringe den Schwager unter den Pferden heraus und siehe, ob das Bein würklich ab ist. Und wenn es damit seine Richtigkeit hat, so suche den Feldscheer im Ort auf, zahl ihm, wenn du willst und kannst, die Taxe für den Beinbruch und noch etwas darüber, daß er's fein säuberlich mache; und komme denn ohne alles Weitere zu deinem Schwager zurück, und blase ihm eins auf seinem Horn vor, bis der Feldscheer nachkommt.

Eine andere Auflösung.

Scene: Ein Hügel in Schlaraffenland.

Du stehst da hier auf dem Hügel mit offenem Munde, und es will dir eine gebratene Taube hineinfliegen, und du willst das nicht haben.

In solchen Umständen könntest du nun freylich die Sturmglocke in Schlaraffenland anziehen, daß alle Leute mit Leitern und Ofengabeln kämen, und gegen die gebratene Taube aufmarschirten. Du kannst aber viel kürzer dazu kommen. Mach's Maul zu; so kann sie nicht hinein.

Die alten Lateiner pflegten die Sache so auszudrücken:

Quod fieri potest per pauca,
Non debet fieri per plura.

Drittes Exempel.

Scene: der 65ste Grad nördlicher Breite.

Die See ist sehr stürmisch, wie du siehst, und das Schiff linker Hand leidet große Noth und will sinken. Du bist mit auf dem andern Schiffe und siehst die armen Nachbaren die Hände ausstrecken und um Hülfe schreyen. Bist du nun ein ästhetischer Seifensieder, so setz' dich hin und mache: eine Elegie auf den Untergang des andern Schiffs, samt wie die Leute geschrieen und was dein Herz für Mitleid gefühlt habe u. s. w. Ist's dir aber Ernst mit dem Mitleid, so geh' und bitte den Schiffer, daß er das Boot daran wage. Hängt den Poeten am Mast, daß er Euch nicht im Wege sey, wenn Ihr's Boot aussetzt, und steige flugs und fröhlich mit einigen Matrosen hinein, die armen Leute zu holen.

Der dir den Muth dazu gab, wird dich auch glücklich durch Sturm und Wellen hin und her helfen.

Viertes Exempel.

Stellt das Haus eines berühmten Gelehrten vor, und der bist du wieder, versteht sich, und die beyden Herren vor der Thür wollen gern die Ehre haben, dir aufzuwarten.

Unter uns gesagt, 's ist eine Schwachheit von den beiden Herren, daß sie den berühmten Gelehrten sehen wollen, denn was ist an so einem armen Sünder zu sehen? Indeß sie wollen dich sehen, und du mußt heraus.

Nun suponire ich: Du bist demüthig oder willst es doch gerne seyn. Denn wenn du ein vorzüglich aufgeblasener Mensch bist; so kannst du für dich bleiben, und ich werde wohl meine Exempel mit dir nicht verderben. Also du hast Demuth lieb, und

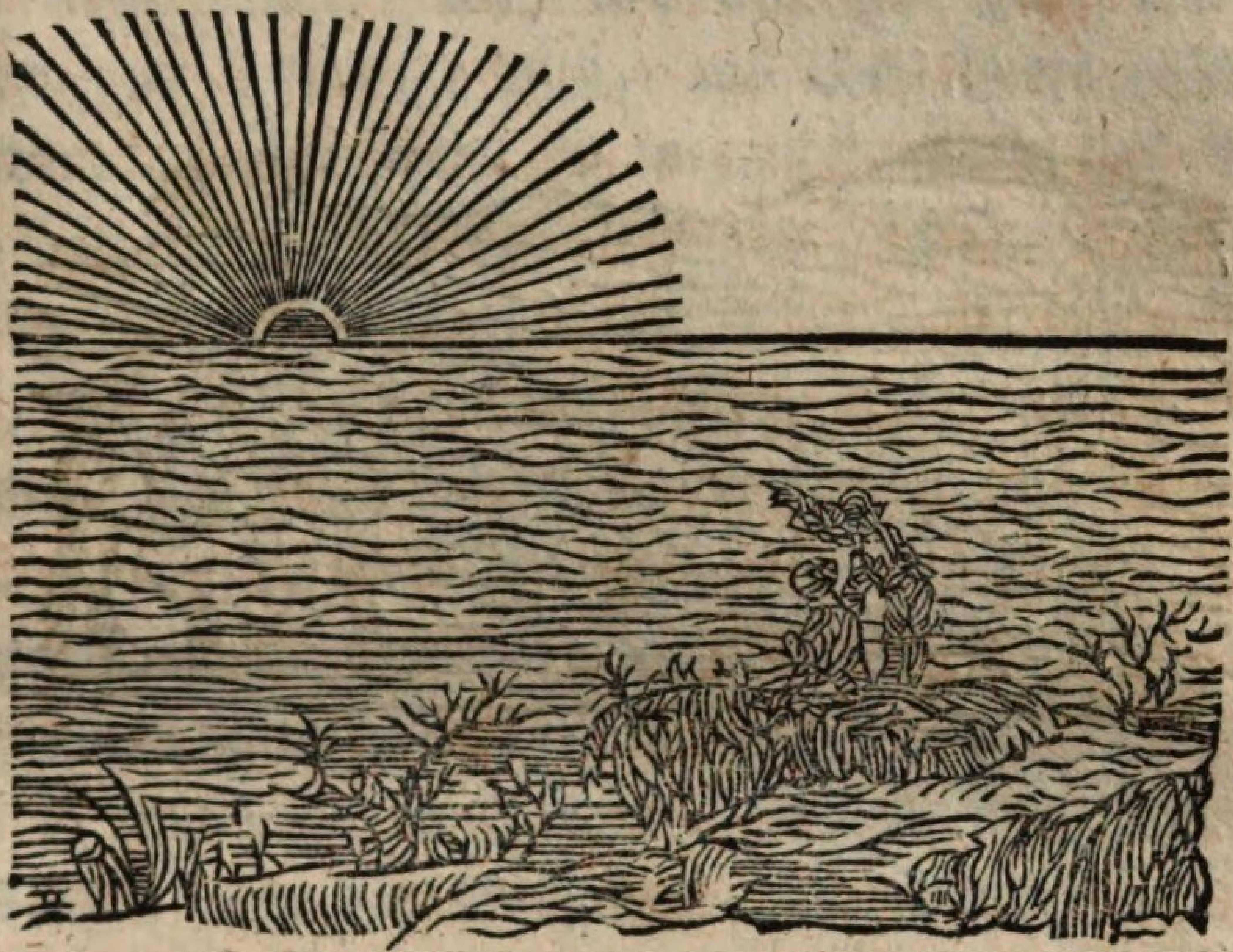
es ist die Frage: wie du dich zu comportiren habest, wenn's dein Ernst ist.

So viel begreifst du vorläufig, daß du nicht immer stehen und dir den Bart streichen mußt. Uebrigens kommt es mir lustig vor, daß ich dir vorschreiben soll, wie du aussehen mußt, wenn die beiden Herren hereintreten; und will ich lieber einen Ausfall thun nach einer andern Seite hin. Sieh, man kann eine Tugend lieben und sie auf gewisse Weise auch haben; aber sie ist noch nicht feuerfest. Unter den und jenen Umständen wankt sie und bröckelt ab, und der Feind kuckt durch die Bresche in die Festung. So kannst du nach unserm Exempel zwischen deinen vier Wänden und in deinem Lehnstuhl Demuth haben; du kannst würklich überzeugt seyn, daß dies und das nichtsbedeutende Dinge sind, wovon die Menschen viel Aufhebens machen; daß nur Eins sey das wahrhaftig lobenswerth ist, und daß grade dabey Menschenlob am leichtesten entbehrt werden kann u. s. w. Du kannst, sage ich, davon in deinem Lehnstuhl überzeugt seyn, und mit Ehren herauskommen. Wenn dir aber die beyden Herren mit tiefen Verbeugungen erzählen, wie der Schweif deines Ruhms sich von Zenith bis Nadir erstrecke; wenn sie eine Handvoll Räuchwerk nach der andern vor dir abbrennen; so kann von dem langen Schweif und von dem vielen Rauch deiner Ueberzeugung der Kopf schwindlicht werden. In solchem Fall pflegt man nun den ersten den besten Strohhalm von der Erde aufzuheben, um dem Feind eine Di-

version zu machen. Wenn du also merkst, daß dir dein Concept verrückt werden will, so erzähle ihnen geschwind von dem großen Horn, das in der Unstruth gefunden worden, oder von dem großen Banquerot in Bassora und daß die Banquerots gewöhnlich daher kommen, daß mehr ausgegeben als eingenommen wird, u. s. w. Du mußt aber, damit keine Schelmerey daraus werde, so bald die beiden Herren weg sind, mit doppeltem Ernst daran gehen, durch neue Verhacke und Pallisaden ähnlichen Unglücksfällen vorzubeugen.

Hast du das alles nicht nöthig; desto besser für dich und auch für die zwey Herren. Denn wahre unverstellte Demuth ist sehr lieblich, und wenn sie dir je in deinem Leben vorgekommen ist, mußt du ihre Gebehrde noch in frischem Andenken haben.

Fünftes Exempel.



Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer bist du und siehst hinaus ins Meer, und nun steigt die Sonne aus dem Wasser hervor! — Und das rührte dein Herz, und du könntest nicht umhin auf dein Angesicht niederzufallen; . . . so falle hin, mit oder ohne Thränen, und kehre dich an Niemand, und schäme dich nicht. Denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten, und ein Bild desjenigen, vor dem du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist du aber nicht gerührt und du mußt drücken, daß eine Thräne komme; so spare dein Kunstwasser, und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.

Sechstes Exempel.

Der Kerl da mit der spitzen Nase war vor Jahren dein Nachbar, hat dir ohne deine Schuld alles gebrannte Herzensleid angethan, und hat durch Lügen und Trügen dich um Haus und Hof gebracht. Du hast 'n Haus wieder, er aber hat keins, wie es auch gewöhnlich zu gehen pflegt — und nun triffst du ihn hier in Schnee und Regen auf der Landstraße bettelnd, und sein Weib und seine Kinder liegen halb nacket im Graben.

Kannst du ihm nicht vergeben und vergessen; nun so reite vorbey und sieh nicht hin. Denkst du aber in und bey dir selbst, daß der Beleidiger immer am übelsten daran ist, und daß du willfährig seyn sollst deinem Widersacher bald dieweil du bey ihm auf dem Wege bist; denkst du, wie viel uns Gott vergeben muß, und du siehst seine Sonne über

dir und ihm am Himmel stehen, und dir fährts durchs Herz; — nun so fas'le auch nicht und mach's ihm nicht sauer. Geh auf ihn zu, gieb ihm die Hand und erkundige dich, wie ihm könne geholfen werden. — Und wenn du weggehst, decke das Weib und die Kinder mit deinem Mantel zu.

Nun Vetter, Gott bewahre dich für einen Nachbar, der so viel Böses thue und dir so viel Verdruß mache. Aber glaube mir, wenn du ohne Mantel weiter reisest, es ist alles reichlich bezahlt, und mancher würde dich beneiden, wenn ers wüßte, und sich wundern was in der Großmuth stecke. Und doch hat er vielleicht 'n ganzes Alphabet in Prosa und in Versen von der Großmuth und Feindesliebe ans Licht gestellt.

Leichtfertige Schriften die 'n Verderb der Welt sind, gerathen gewöhnlich am besten, weil ihre Verfasser diese Empfindungen haben, und mit sogenannter Begeisterung schreiben. Wenn sie aber Empfindungen andrer Art schreiben wollen, so wills nicht fort, und sie müssen sich hineinsetzen, wie das genannt wird. Verdirb du dir deine Zeit nicht mit dem hineinsetzen. Wenn ein großer edler Charakter was Liebenswürdiges und Schönes ist; so laß dirs sauer um ihn werden. Es ist 'n ander Ding: einen zu haben, als: einen aufs Papier und auf den Theater hinzuklecksen, und wenn du noch so gut und con amore klecksen kannst.

Quae professio, sagt ein Kirchenvater, multo melior, vtilior, gloriosior putanda est quam illa

oratoria, in qua diu versati non ad virtutem, sed plane ad argutam malitiam juuenes erudiebamus.

* *
*

Ich könnte dir der Exempel bald mehr machen, aber Holzschnitte kosten Geld, und du kannst sie dir eben so leicht selbst machen.

Uebrigens wirst du an diesen Ernst- und Kurzweil-Exempeln bemerkt haben: Erstlich daß Ernst ganz natürlich sey.

Und so ist es denn auch. Die wahrsten Empfindungen sind immer die allernatürlichsten, auch in der Religion. Denn es giebt auch in der Religion Kurzweil und Ernst.

Zweytens wirst du bemerkt haben, daß wahre Empfindung an und in sich selbst genug habe, und die Thür ihres Kämmerleins hinter sich zuschließe; daß Kurzweil hingegen nach aussen handthiere, und Thür und Fenster öffne.

Und so verhält es sich in Wahrheit auch mit den Höhern Empfindungen. Und wo so nach Menschen-Beyfall geangelt wird, da ists nicht recht rein und richtig.

Auf den Tod der Kaiserin.

Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.
War ihres Volkes Lust und ihres Volkes Seegen,
Und gieng getrost und voller Zuversicht
Dem Tod als ihrem Freund' entgegen.
Ein Welt-Erobrer kann das nicht.
Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.

Schönheit und Unschuld.

Ein Sermon an die Mädchen.

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön seyn, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut und ein gewisser Zaubervogel Colibry, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüth und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Colibry findet gewaltig vielen Beyfall, und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, Ihr lieben Mädchen, aber — wir wollen's einmal überlegen.

Was ist Schönheit des Leibes? — 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel darin kein edles Gemüth großen Werth setzen kann. Du hast sie dir nicht gegeben und du magst sie dir nicht erhalten, 'n Paar Jahre weiter und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen bessern Braten machen, kannst mit Taubenaugen dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmahl das was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Werth hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und Ihr müßt mir nicht böse seyn Ihr schönen Mädchen, daß sie nicht mehr ist. — —

Ich möchte Euch darüber so gerne recht capitelfest machen. Denn sie werdens Euch anders sagen, werden um Euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte Euch bethören, hoch von der

Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andere Machinerien bedacht zu werden; und das wäre Schade um Euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schaalen einer Wage; so wie die eine in Eurem Gemüth steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebkoser zum Theil, und erheben eben deswegen vor Euch die Schaale mit der Schönheit so hoch, daß die andere mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach, und suchen Euch Keuschheit und Zucht als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber, fliehet den Mann, der das thut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht. Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur zwar hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und Discretion verließ; aber er war der Großmuth nicht werth und sollte eine tragen, und ich thäte sie ihm gern in seinen Haarbeutel, oder hieng ihm eine ans Ohr, daß er vor sich warne wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbtheil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter Euch hergehet und über Euch wacht, so lange Ihr unschuldig seyd. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiß, daß wenn er von Euch weichet, Euer Glück von Euch gewichen ist.

Mädchen, ich weiß was Ihr werth seyd! Und was Ihr dem Manne seyn könnet, wenn Ihr's vorzieht und Euch entschließt eines Mannes zu werden. Ihr seyd ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt

des noch eins so lange; er sey reich oder arm, so seyd Ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seyd Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir wenn ich Euch ansehe und an Euch denke....

Nun, Ihr seyd in der Welt und müsset durch, was auch Euer Beruf sey. Gehet in Friede, und seht nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite Euch!

Kleine Geschichtchen,

samt was man daraus lernen soll.

Es war 'nmahl ein König in Persien, der hieß Kulichan, 'n rechter Unhold gegen die Menschen. Den Mogoln, seinen Nachbarn fiel er ins Land, und nahm ihnen alles weg was sie hatten und schleppte es nach Persien.

Die eroberten Schätze machten ihn nicht besser, und er wüthete noch ärger wie vor. Als ers nun gar arg machte, vergaßen einige Große des Landes ihrer Pflicht, machten einen Aufruhr und setzten ihm das Messer an die Kehle. Da hätte ers gerne besser gehabt und schrie und flehte: »Barmherzigkeit, Barmherzigkeit.« Die Anführer aber gaben ihm zur Antwort: »Du hast in deinem Leben keinem Menschen Barmherzigkeit gethan; so soll dir, Hund, auch keine

wiederfahren.« Und damit fuhr das Messer durch die Kehle.

Was soll man daraus lernen?

Antwort. Daß man Barmherzigkeit thun soll, ehe das Messer an der Kehle sitzt.

* * *

Es war 'nmal ein ich weiß nicht wer, der war ich weiß nicht wo, und wollte sehen ich weiß nicht was.

Voll so arg ists nicht, aber sehr viel weiß ich doch würklich von den Geschichtchen nicht das ich erzählen will. Also

Es war 'nmal ein Europäer, der war in America und wollte den berühmten Wasserfall eines gewissen Flusses sehen. Zu dem Ende handelte er mit einem Wilden daß er ihn hinführte, denn das Land war ungebaut und es giengen da keine ordinari- noch Küchen-Posten. Als die beiden ihren Weg vollendet hatten, und an den Wasserfall hinkamen — machte der Europäer große Augen und untersuchte, und der Wilde legte sich so lang er war auf sein Angesicht nieder, und blieb so eine Zeitlang liegen. Ihn fragte sein Reisegefährte: wozu und für wen er das thue? Und der Wilde gab zur Antwort: für den großen Geist.

Was soll man daraus lernen?

Antwort. Den Unterschied zwischen Natur und Kunst.

* * *

Es war 'nmal ein kleiner Conrad, des alten Conrads Sohn, der wollte sein väterliches Reich Sicilien, das der dritte Mann einem andern gegeben hatte, mit Gewalt wieder nehmen: verlohr aber die Schlacht gegen den andern, Carl genannt, und ward gefangen, und ein Prinz Friederich, der aus Vetter- und Freundschaft mit ihm gezogen war, desgleichen. Carl ließ beide zum Tode verurtheilen, und das Urtheil ward auf dem Markt zu Neapel vollzogen. Friederich von Oesterreich mußte zuerst herhalten, und Conradino, der circa 17 Jahr alt war, sahe zu, nahm den abgehauenen Kopf seines Freundes von der Erde auf, und küßte ihn, und ward denn auch enthauptet. Uebrigens war es der letzte der Hohenstaufen.

Was soll man daraus lernen?

Antwort. Daß man kein Hohenstaufe seyn soll.

* * *

Es war 'nmal ein Polycarpus, der war ein Christ, und zugleich Bischof von Smyrna, und den verfolgten deswegen die Heiden, und schleppten ihn vor den Richter, daß er verbrannt würde, und der Richter that ihm den unverschämten Antrag, daß er Christum lästern sollte. »Ich diene ihm nun Sechs »und Achtzig Jahre, antwortete Polycarpus, und »er hat mir kein Uebels gethan. Wie sollt ich denn »meinen Herrn und Heiland lästern?« Indeß war

er's gerne zufrieden, daß er verbrannt würde, und das geschah denn auch.

Was soll man daraus lernen?

Antwort. Daß das eine gute Herrschaft seyn muß, für die man nach Sechs und Achtzigjährigem Dienst noch gerne durchs Feuer gehen will.

Der geneigte Leser wird vielleicht bemerkt haben oder noch bemerken, daß ich in diesem Theil etwas gelehrter bin als in den vorigen Theilen. Das kommt von den Stunden her, die mein Vetter von Zeit zu Zeit mit mir hält. Damit man seine Methode sehe, will ich doch eine zur Probe hersetzen.

* *

»Guten Morgen, Herr Vetter.«

»Guten Morgen. Hast du gut geschlafen?«

»Recht gut.«

»Nun so wirst du gestern vernünftig gelebt und beschlossen haben?«

»Ich hoffe ja.«

»Dabey bleib. Es hat's kein Mensch mehr Vortheil als du.«

»Komm, setze dich her. Wollen Gott danken, daß wir gut schlafen können.«

»Aber ich habe um Mitternacht geträumt.«

»Das hast du gut gemacht. Sieh, grad so ist das menschliche Leben. Davon sind auch Anfang und

Ende nur natürlich, und die Mitte ist Rausch und Traum!«

»Das übrige Morgen. Gehab dich wohl.«

— — — — Heda, komm zurück.«

»Αγεομετρειτοσ μη εξιτο!«

»Sieh, da steht ein Hut Zucker unter der Bank, den ich nach dem Frieden gekauft habe. Faitez moi la grace cher Cousin, d'en en couper le dessus, und gibs mir her. — Und nun sag mir aus dem Rumpf: wie lang das Stück ist, das du mir gegeben hast.«

»Das ist ja leicht.«

»Wenn du's noch weißt, freylich. Wenn man's weiß, ist Alles leicht, und wenn man's nicht weiß, Nichts. Weißt du's denn aber?«

»Ist die verlangte Länge nicht, die vierte Proportional-Größe minus der Höhe des Rumpfs, zu der Differenz der beyden Semi-Diameter, der Höhe des Rumpfs und dem größern Semi-Diameter?«

»Bravo! Weil du denn so gut capirt und behalten hast; so nimm den Rumpf. Er soll deine seyn.«

»Will der Herr Vetter nicht lieber den Rumpf für sich behalten? Ich habe ja auch die Spitze nur ausgerechnet.«

»Da hast du die Spitze dazu. Ein Docent der freyen Künste darf kein Filz seyn.«

»Der Zuckerhut war dir so zugedacht, jetzt hast du ihn verdient, und brauchst mir nicht dafür zu danken.«

Qui proficit in litteris et deficit in moribus, plus deficit quam proficit.

Zu Deutsch: wer nur die Spitze des Zuckerhutes begehrt, ist besser als wer sie nur ausrechnen kann. Jener soll den Rumpf, und dieser die Spitze haben; wer aber beydes kann, dem gehört der ganze Hut.

Addies. Grüße Frau und Kinder, und komme Morgen nicht zu späth. Wir haben wichtige Sachen vor der Hand.

Ein Lied

hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht Süß noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's!
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs,
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im freien an,
Und läßt's vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang
Und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und an dem Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich' und Seen krachen;
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Denn er will sich todt lachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
Beym Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
Und sehn ihn an und frieren.

Kriegslied.

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu seyn!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagnen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb todt
Im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnoth?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöthen
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammleten, und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hülf mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu seyn.

Ueber des Ritters Ramsay »Reisen des Cyrus.«

Dies Buch ist kein schöner Modevogel, kein Eau de Carme für die Nase und Manschetten, sondern ein gutgemeintes Buch; und es wirds auch nicht leicht einer durchlesen, daß ihm nicht zugleich über dieses uud jenes neue Sterne in seinem Kopf' aufgiengen. Mir zum Exempel haben die blinden Heiden von je her viel Kopfbrechen gemacht. Ich hatte wohl so in mir gedacht: Sieh, es ist nur Ein Gott, so wie nur Eine Natur ist, also kann davon auch nur Eine Lehre seyn die wahr ist, und alle Lehre davon, die wahr und mehr als Wortspiel ist, muß, sie sey wo sie wolle, sowohl vor als nach dem Babylonischen Thurmbau, inwendig einerley seyn, und, versteht sich von selbst, 'n Balsam für das Herz, 'n Wasser des Lebens, 'n Strom von Milch und Honig! und diese Lehre haben die Israeliten offenbar gehabt und die Christen. Nun die blinden Heiden! Es hat mir immer nicht recht eingewollt, daß sie von dem letzten bis zu dem ersten alle so entsetzlich blind gewesen, und es fliegen überall an ihren Altären der Funken so viel, die grade wie die Israelitischen aussehen; aber doch konnte ich nicht durch, und, woher denn? wann, wie, was und warum? das was mir alles 'n Räthsel, 'n neues Thor vor dem ich stehen blieb. Der Ritter Ramsay geht weiter, und hat, dies Räthsel

aufzulösen, dem Daniel und andern Weisen verschiedenes in den Mund gelegt, freilich nur in den Mund gelegt, und wenn Daniel oder sonst ein Mann Gottes selbst den Mund aufthun sollte, das würde etwas anders seyn. Aber doch, was Ramsay darüber beygebracht hat, ist sehr natürlich und anmuthig zu lesen, und beweißt, dünkt mich, die Wahrheit der Religion überhaupt gar sonderlich.

Außerdem sind noch in diesem Buch mancherley erbauliche Exempel zur Lehre und Warnung vorgestellt, ist noch viel kluger Rath darin, für alle Menschen, und am meisten für die Cronprinzen, die zu seiner Zeit Land und Leut regieren sollen. Wenn ein Prinz mit Salomo um Weisheit und Erkenntnis bittet, daß er vor seinem Volk aus- und eingehe; so hat Gott wohl noch andre Wege, ihm Weisheit und Erkenntnis zu geben als durch 'n Buch; sonst aber werden gewislich die Cronprinzen dies Buch nicht ohne Nutzen lesen, und ich wollte, ich wäre so glücklich einen zu kennen, daß ich's ihm dediciren und in die Hand geben dürfte und er mirs nicht ungnädig nähme. Ich würde ihm sagen:

Lieber theurer Cronprinz,

Sie sollen 'nmal eine Crone tragen als der Freund und Vater von viel tausend Menschen, jung und alt, die in den Städten und Dörfern Ihres Reichs wohnen, und es wird Ihnen an Schmeichlern und Versuchung zum Bösen nicht fehlen. Sie wissen freilich selbst am besten, wie Sie sich dabey nehmen wollen;

aber es wird sie doch freuen zu sehen, wie der Cronprinz Cyrus sich dabey benommen hat.

Liebe Königliche Hoheit,

Dies Buch ist geschrieben und übersetzt, Ihnen diese Freude zu machen. Seyn Sie so gnädig es zu lesen, und Gott gebe, daß Sie ein guter König werden.

Ein Lied in die Haushaltung.

Zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter.

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
Sonst thut der Schelm uns Schaden.
Und sey nicht bange, kleine Maus!
Gleich hängt er hier am Faden.

Die Schwestern und Brüder und der Vater,

Coro.

Der Zahn der Zahn der muß heraus,
Sonst thut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter.

Ey seht, sie macht die Nase kraus,
Und fürchtet meinen Faden.
Hilft nicht; der Zahn der muß heraus,
Und denn krigt Gustgen Fladen.

Coro.

Der Zahn der Zahn der muß heraus,
Und denn krigt Gustgen Fladen.

Die Mutter.

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest der Faden.
Und — nun ist auch der Zahn heraus,
Und soll dir nicht mehr schaden.

Coro.

Der Zahn der Zahn der ist heraus,
Da hängt er an dem Faden!

Das Kind,

als der Storch ein neues bringen sollte, für sich allein.

Der Storch bringt nun ein Brüderlein —
Er kommt damit ins Fenster herein
Und beißt Mama ein Loch ins Bein,
Das ist so seine Art. — — —

Mama liegt wohl und fürchtet sich . . . .
O lieber Storch ich bitte dich,
Beiß doch Mama nicht hart. —

— — — —

— — —

He he, da kommt Papa herein,
Nun wird er wohl gekommen seyn!

Aber du weinest ja!
Hat er dich auch gebissen, Papa?

Frau Rebecca.

Wo war ich doch vor dreißig Jahr,
Als deine Mutter dich gebahr?
Wär ich doch da gewesen! —
Gelauert hätt ich an der Thür
Auf dein Geschrey, und für und für
Gebetet und gelesen.

Und kam's Geschrey — nun Marsch hinein
»Du kleines liebes Mägdelein,
»Mein Reis'gefährt, willkommen!«
Und hätte dich denn weich und warm
Zum erstenmal auf meinen Arm
Mit Leib und Seel genommen.

Und hätte dich denn weich und warm
Mit Leib und Seel auf meinen Arm
Zum erstenmal genommen . . .
»Du frommes liebes Mägdelein,
»Ich hab dich sonst noch nicht gesehn,
»Willkommen, bis willkommen!

»Wie bist du lieber Reis'gefährt
»In deinen Windeln mir so werth!
»O werde nicht geringer!
»Du Mutter, lehr das Mägdlein wohl!
»Und wenn ich wieder kommen soll;
So pfeiff' nur auf dem Finger.

Ueber einige Sprüche des Prediger Salomo.

An meine Subscribenten.

Setzen Sie sich, lieben Herren, und nehmen vorlieb.

Der erste Spruch soll seyn der bekannte und in aller Welt gäng und gebe Modespruch: Es ist alles eitel.

Wenn ein berühmter Wortkrämer, der gern mit Sentenzen um sich wirft, oder ein junger Projectmacher dem ein Project auf Eitelkeit fehlgeschlagen ist, oder ein alter Narr den die Sünde verlässet, wenn die sagen: daß alles eitel sey; so ist auch sogar der Sinn des Spruchs eitel. Aber beym Salomo ist er etwas anders.

Stellen Sie sich 'n Mann vor, wie Sie den Salomo kennen, von viel Geschick und Gaben, der sein Herz begab zu suchen und zu forschen weislich alles was man unter dem Himmel thut; der die Mittel in Händen hatte, sich alles was dem Menschen

gut dünkt und nur halbwege so aussieht, zu verschaffen, zu kosten und zu versuchen; und der auch nach seinem eignen Geständniß das alles würklich gekostet und versucht hat; wenn der nun aufrichtig und ohne Affection sagt: ich habe dies und das gethan »bauete Häuser, pflanzte Weinberge, machte »mir Gärten und Lustgärten, hatte Knechte und »Mägde, sammlete mir Silber und Gold, schafte »mir Sänger und Sängerinnen und Wohllust der »Menschen und wehrte meinem Herzen keine Freu»de ꝛc. aber, siehe, da war es alles eitel«; so sollte sein Spruch doch eigentlich Sensation machen. Und mich dünkt, er könnte uns viele Mühe ersparen.

Zum Exempel. Du willst so gerne dies und das seyn, Oberschenke und Oberbecker! und bringst darüber dein Leben in Sorge und Unlust hin — Lieber! Salomo war mehr als Oberschenke und Oberbecker; er war König über Israel, über das merkwürdigste Volk der Erde, und doch war damit ihm nicht geholfen. Wie sollte denn dir geholfen seyn? Darum sey fröhlich und habe Geduld, und laß die andern Oberbecker seyn. So auch: du wünschest dir dies und das, ein Rittergut oder einen Mahagony-Tisch, denn groß oder klein ist eins wie das andre. Also du wünschest dir einen Mahagony-Tisch, kannst darum nicht schlafen, sinnest und sorgst und bildest dir ein: mit dem Tisch werde die Glückseligkeit ins Haus kommen — Lieber! Salomo hatte lauter Mahagony-Tische; Lamperie, Eckschränke und Commoden, Fußboden und Treppen alles war von

Mahagony, und er sagt: alle die schönen Mahagony's thätens nicht, was wird denn der einzige Tisch thun? Darum sey fröhlich an deinem Tisch von Nußbaum- oder Föhrenholz, und mache dir dein Leben nicht sauer.

Fröhlich seyn, sagt Salomo an verschiedenen Orten, sey das Beste in dieser Welt. Ist aber zu verstehen, wenn du den Mahagony-Tisch nicht krigst und nicht Oberbecker wirst, sonst nicht; denn wenn die Kinder ihren Willen kriegen, so weinen sie nicht. Du sollst fröhlich seyn »in aller deiner Arbeit« und das, sagt Salomo, ist eine Gabe Gottes.

Es giebt zwey Wege, die Bilanz in seinem Credit und Debet zu erhalten; einer wenn die Einnahme vermehrt, und der andre wenn die Ausgabe vermindert wird. Der letztere ist wohlthätig, und kann den kleinen und großen Cameralisten nicht genug angepriesen werden. So giebt es auch zwey Wege, in seinem Herzen die Bilanz zu erhalten; der eine: wenn man alles hat, was man wünscht! und der andere: wenn man nicht mehr wünscht, als man hat. Jener ist mühsam und mißlich, und dieser probat, und in eines jeden Hand.

Aber der Mahagony-Tisch und der Oberbecker schweben dir doch so süß vor Augen! —

Das ist nun nicht ihre sondern deine Schuld. Du siehst am Salomo, daß sie auch anders können angesehen werden, und deine eigne Erfahrung muß es in hundert Fällen dich schon gelehrt haben, daß die folgende Zeit viel verändre.

Mir fällt hier Kaiser Carl der fünfte ein. Er war bekanntlich ein großer Fürst, der seine Größe nicht eitel achtete, sondern sie durch viele Kriege und Siege zu behaupten suchte und auch würklich behauptete. Auf einmahl, als es nicht gar nach seinem Willen gehen wollte, und dazu seine Gesundheit brüchig war; dünkte ihm alles eitel. Er legte seine zwey Cronen nieder, und gieng nach Estremadura in ein Closter. Hier pflegte er fleißig der Todes-Gedanken und Religions-Uebungen, und machte in den Zwischen-Stunden Uhren zum Zeitvertreib und zu seinem Vergnügen. Bald wollte ihn auch das nicht mehr schmecken, und er mochte an nichts anders denken, von nichts anderm hören und sehen als vom Tode. Endlich gieng er so weit, daß er bey lebendigem Leibe seine Exsequien halten ließ. Der Kaiser Carl der fünfte legte sich in den Sarg, wie eine Leiche gekleidet; zu beiden Seiten des Sarges standen seine Hofbediente mit brennenden Wachskerzen, und die Geistlichen mußten die Exsequien halten und für seine abgeschiedene Seele beten, und er betete selbst im Sarge inbrünstig mit. Er starb auch würklich nicht lange hernach.

Der Tod ist 'n eigener Mann. Er streift den Dingen dieser Welt ihre Regenbogenhaut ab, und schließt das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit auf! Man kann sich von ihm freilich auch verblüffen lassen und des Dinges zu viel thun, und gewöhnlich ist das der Fall, wenn man bis dahin zu wenig gethan hat. Aber er ist 'n eigener

Mann, und ein guter Professor Moralium! Und es ist ein großer Gewinn, alles was man thut wie vor seinem Catheder unter seinen Augen zu thun.

Der zweyte Spruch des Salomo: Alles hat seine Zeit.

Alles hat freylich seine Zeit; die Zeit der Saat ist nicht die Zeit der Erndte, die Zeit des Neumonden ist nicht die Zeit des Vollmonds und wenn einer stirbt wird er freylich nicht gebohren. Das aber kann Salomo mit seinem Spruche nicht gemeint haben; das hätte unser eins wohl sagen können. Sollte auch der ganze Sinn der seyn: daß alles nicht zu aller Zeit sondern zu seiner Zeit soll gethan werden, wenn nämlich Natur oder Kunst Bahn gemacht, und alle Umstände dafür reif sind, so wäre das schon etwas, aber doch, so allgemeinhin, immer noch zu wenig für unsern Freund Salomo. Und wir brauchen nicht vorlieb zu nehmen; denn die Worte leiden großen Sinn, und das für Kopf! und Herz!

Zum Exempel. Der Mensch wird in Neun Monden unter dem Herzen seiner Mutter gebildet, lebt siebzig Jahr, und wird denn wieder zur Erde, davon er genommen ist. Wir sehen solche bestimmte Perioden in mehrern Natur-Operationen, die uns bekannt sind, und vielleicht haben's alle die andern auch, die uns nicht bekannt sind, größere und kleinere, bis auf die gesammte Natur selbst von dem Im Anfang an, als Gott Himmel und Erde schuf, bis zu der Stunde, in welcher die Elemente zerschmelzen, und Gott die Himmel wieder zusammen

wickeln wird wie 'n Gewand. Nun soll einmahl ein Mensch oder ein Engel dies alles kennen, soll davon nicht bestimmt sprechen, sondern nur deuten wollen, und sagen: Alles hat seine Zeit; so ist ein Sinn in dem Spruch, und man sieht sich sehr kurz und ehrerbietig nach dem um, der ihn sagte. Oder: Wir Menschen laufen und rennen vom Mutterleibe an und immerdar, und wissen nicht, was zu unserm Frieden dient. Nun soll einmahl ein Mann seyn, der das gefunden hat. Wenn nun der die Menschen, seine Brüder, um sich her ansieht: wie sie's so verkehrt treiben; an dem und jenem Irrsahl, woran tausend und tausend vor ihnen betrogen und zu Schanden worden sind, so fest halten und guten Rath nicht hören wollen; wenn nun der gutgesinnte Mann das ansieht, dem Unwesen gerne steuerte, aber nicht zu steuern vermag, und sich darüber mit unserm Spruch trösten wollte; so sind die Worte Goldes werth, und wären etwa so zu übersetzen: »Wie sind »doch die Menschen so verblendet, die edlen schönen »Geschöpfe Gottes zu so großer Ehre bestimmt! O »wie anders könnten sie's haben, wenn sie selbst wollten! »Doch die Stunde der Verblendung wird vorüber gehen, »daß ihnen noch geholfen werde; Alles hat seine Zeit.«

Indeß, alles zusammen genommen, scheint Salomo hier weder das eine noch das andere im Sinne gehabt zu haben, sondern ein Drittes, nämlich: In der körperlichen Natur sey alles nicht wie in der Geisterwelt zugleich und auf Einmahl, sondern ein jedes habe seine Zeit; und dem Gesetz muß wer in

der körperlichen Natur ist sich unterwerfen, und sich so gut dabey nehmen als er kann. Als wenn jemand zu Wagen sitzt und nach Königsberg fahren will; so ist er nicht mit Einmahl an Ort und Stelle, sondern die Räder des Wagens müssen so lange umgehen, bis er ist wo er seyn will, und ein jeder Umgang hat seine Zeit und der zweite kann nicht zur Würklichkeit kommen bis der erste vollendet ist rc. und da geht es denn oft über Stock und Stein und der auf dem Wagen wird des wohl gewahr; er muß indeß aushalten und sich fassen, denn es ist kein anderer Rath.

Und dieser Sinn hat was sehr trauriges in sich, ich weis nicht obs den Herren Subscribenten auch so dünkt.

Der dritte Spruch: »Lasset uns die Haupt»summa aller Lehre hören; fürchte Gott und »halte seine Gebote, denn das gehöret allen »Menschen zu.«

Dieser Spruch steht in Salomo's Büchlein zu Ende aller andern Sprüche, wie der Morgenstern der zuletzt aufgeht und schöner und herrlicher ist als alle Sterne die vor ihm hergehen. Die Hauptsumma pflegt gewöhnlich am Ende zu stehen, und also ist diese Stellung des Spruchs natürlich. Vielleicht kann sie aber auch noch eine Nebenabsicht haben. Salomo macht anderswo die Bemerkung, daß einem ein Narr nicht glaube wenn man ihm nicht auch sagt was in seinem Herzen ist. Nun giebt es aber Leute die alles lästern was sie nicht begreifen, die sich zu klug dünken zu glauben, und zu dumm sind zu wissen; arme Leute, welche die Vortheile beyder Partheyen ent-

behren und für sich keinen andern haben, als daß sie ihr Lebelang discouriren, um von Leuten die noch dümmer sind als sie für große Geister gehalten zu werden. Diese Classe von Menschen ist von jeher in der Welt gewesen und wird bis je und je darinn bleiben. Vielleicht nahm Salomo Rücksicht auf sie, wollte auch ihnen gern die große Lehre zu Herzen bringen, daß Gottesfurcht die Quelle alles Guten sey. Er wußte aber, daß er unvorbereitet damit bey ihnen wenig Glauben finden würde. Daher schickt er verschiedene Sprüche mit Lehre die mehr in ihren Kraam gehöret voran, und nachdem er sich als Meister in ihrer eignen Kunst gezeigt und sich solchergestalt ihr Vertrauen erworben hatte, rückt er mit der Hauptsumma aller Lehre hervor: Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehört allen Menschen zu. Es giebt manches Ding, will er sagen, manche Lehre zwischen Himmel und Erde, die sehr dankenswerth ist und ihre Interessenten in mehr als Einer Hinsicht zu großen Leuten macht; aber das Alles und Eins, das eigentliche Ding, die Hauptsumma aller Lehre ist Furcht Gottes, und die gehört allen Menschen zu, ist des Menschen sein Element, sein Beruf, sein Natur und Wesen.

Lieben Herren Subscribenten! Ich bin nicht was Salomo war, bin nicht König in Israel, und ich bescheide mich gerne, daß mir seine Weisheit noch mehr als seine Crone fehlet: aber überzeugt bin ich lebendig, daß die Furcht Gottes die Quelle alles Guten sey, daß es da anfangen und sich da wieder

endigen müsse, und daß alles was sich darauf nicht gründet und nicht damit besteht, wie groß es auch scheine, doch nichts als Täuschung und Trug sey und unser Wohl nicht fördern möge.

Aber Furcht Gottes und Furcht Gottes ist zweyerley; und hier liegt der Knoten, dadurch diese Lehre zweydeutig und räthselhaft wird. Wir fürchten alle Gott, sprechen mit Ehrerbietung von ihm, hören mit Ehrerbietung von ihm sprechen rc. wollen ihn fürchten und thun uns wohl auch bey der und jener Gelegenheit mit seiner Furcht einigen Zwang an, und übrigens bleibts beym Alten. Solch' eine Furcht Gottes mag als eine feine äußerliche Zucht gelten, sonst aber ist sie der leibhafte Bediente hinten auf der Kutsche. Der steht da auch als ein Schild daß honette Leute im Wagen sind, giebt ein Zeichen daß die Wachen heraustreten, macht die Kutschenthür auf und zu rc. und übrigens gehen die Bestien vor dem Wagen ihren ehrbaren Trab oder wilden Galopp wohin sie wollen, und der Herr dahinten muß immer mit fort und wird nicht gefragt. Wenn die Herrschaft recht gnädig ist, nimmt sie ihm wohl bey einfallendem Regenwetter zu sich in den Wagen.

Was soll solch' eine Furcht Gottes? Was kann die für Würkungen haben, und wie wäre sie Hauptsumma aller Lehre?

Das war aber auch nicht die Furcht Gottes der Altväter, die uns in der Schrift zum Muster dargestellet werden. Denn bey denen war die Gottesfurcht nicht Bedienter hinten auf dem Wagen, sondern

Herrschaft und Kutscher zugleich. Ihnen war nichts so innig und heilig als sie; nichts so sauer das sie ihretwegen nicht gethan, nichts so süß das sie ihretwegen nicht gelassen hätten. Joseph reißt sich aus den Armen eines schönen Weibes loß und läßt einen Mantel im Stich, weil er ein so groß Uebel nicht thun kann und wider Gott sündigen. Abraham schlachtet, als Gott zu ihm sprach, seinen einzigen Sohn, und bekümmert sich nicht um sein Vaterherz und um seine Vernunft; — und so muß es seyn wenn etwas daraus werden soll. Und du, der du Gottesfurcht schmähen willst, könne das; und denn komm' und schmähe, so wollen wir dir glauben. Sonst aber bist du nur ein Faselhans der nicht weiß wovon er spricht, du magst lästern oder loben.

Die wahre Furcht Gottes muß Empfindung, muß Wahrheit in uns seyn; denn ist sie wohlthätig in ihren Einflüssen, und wunderbar in ihren Würkungen mehr und anders als wir meinen oder verstehen.

Wenn wir den Begrif von Gott nur bloß mit der Imagination denken, daß er, wie die heilige Schrift uns lehret, der Schöpfer und Erhalter der sichtbaren und unsichtbaren Welt sey, der erste und der letzte, sein Stuhl der Himmel und die Erde seiner Füße Schemel, daß er in allem und durch alles sey, von der Tiefe des Meers bis an die Zinne des Himmels allem Wesen gegenwärtig und nahe, daß seine gewaltige Hand alles hält und seine Augen Tag und Nacht über alle seine Geschöpfe und sonderlich über alle seine Menschen, auch hier über und um uns,

unsichtbar offen stehen — wenn wir den Begrif nur bloß mit der Imagination denken; so fährt er uns kalt durch, und macht uns Gott lieben und fürchten; was wird er thun, wenn er Empfindung und Wahrheit in uns i st?

Denn werden wir Gott nicht fürchten wollen, sondern werden ihn wahrhaftig fürchten, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und aus allen Kräften, in allem unserm Thun und Lassen, wenn wir aufstehen und wenn wir zu Bette gehen, um Mittag und um Mitternacht, wir schlafen oder wachen; wir werden das Bild des Allerbesten, des Allerweisesten, des Allergerechtesten, des Allerwahrhaftigsten, des Allerbarmherzigsten beständig wie unser Leben in uns tragen, und werden verwandelt werden in dasselbige Bild von einer Klarheit zu der andern. — Und das Halten der Gebote Gottes wird unsere Freude seyn, und unser Glück zugleich; denn was sind seine Gebote anders als eine Hand am Wege, als schwarze und weisse Tonnen die vor Verderben warnen und die sicherste Fahrt in das Land des Heils weisen.

Nun meine lieben Herren Subscribenten, das wäre was ich Ihnen zu sagen hatte. Ich hätte Sie vielleicht angenehmer unterhalten können; aber Sie haben zum Theil so willig und gerne subscribirt, und da hab ich gedacht ich müßte wieder ehrlich seyn. Dazu hat alles seine Zeit, Subscribiren und Herausgeben auch, und wer weiß ob wir uns noch wieder einander dienen werden. — Lasset uns Gott fürchten und seine Gebote halten!

Ein Lied für Schwindsüchtige.

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust,
  Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust
  Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
  Bin recht ein Bild der Noth,
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich,
  Und huste mich fast todt.

Die Luft, drein herzlich von Natur
  Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
  Mit Heil und Leben tränkt;

Die ist für mich nicht frey, nicht Heil.
  Mein Athem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Theil
  Mich martern und kastein.

Und doch labt's und erquickt's mich nicht,
  Macht's mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zersticht,
  Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr seyn,
Und lässet mich die ganze Nacht
Mit meiner Noth allein.

Die Aerzte thun zwar ihre Pflicht,
Und fuschern drum und dran;
Allein sie haben leider nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein Hülf' allein bleibt Sarg und Grab.
O sängen an der Thür
Sie schon, und senkten mich hinab!
Wie leicht und wohl wärs mir!

O sängen doch an meiner Thür
Sie laut: »Ich hab mein Sach ꝛc.«
Und trügen mich, und folgten mir
In langer Reihe nach.

Rund um die Kirch' ans Grab heran,
Und senkten mich hinein! —
Ich läg' und hätte Ruhe dann,
Und fühlte keine Pein.

Doch ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur deinen Trost! und etwas Luft!
Du hast der Luft so viel.

Der Mensch.

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Kömmt er und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Thränlein dar;
Verachtet und verehret;
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält Nichts und Alles wahr;
Erbauet und zerstöret;
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächßt und zehret;
Trägt braun und graues Haar ꝛc.
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Denn legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

D. Chodowiecki del. B. de la Belle sc.

Passe-Tems

zwischen mir und meinem Vetter in der Schneiderstunde (Twilight).

»Ich wollte, daß der Herr Vetter bey Casse wäre; ich brauche 'n Gulden Geld.«

»Etwa eine neue Canone? Oder irgend eine schöne Erzstufe fürs Cabinet?«

»Nein! Ich wollte mir den Kulmus kaufen. Das von der Weisheit geht mir so im Kopf herum, und von der Selbst-Erkenntniß, die dazu führen soll. Vetter, ich will und muß den Menschen, will und muß mich selbst erkennen lernen.«

»Und das denkst du mit dem Kulmus zu zwingen?«

»Ja, der solls beschrieben und geconterfeyet haben, wie der Mensch innerlich gestaltet ist.«

»Nun denn, da ist 'n Gulden. Nur sey fleißig, und merke wohl! wie der Zwölffinger-Darm und die Glans pinealis ꝛc. ꝛc. aussehen; denn du sollst uns diesen Winter, wenn die langen Abende kommen, ein Collegium anatomicum lesen, und unser Praefector und Kulmus werden.

Aber höre, weil du's bist, muß ich dir eins sagen: nämlich, daß der obgedachte Zwölffinger-Darm und die Glans pinealis ꝛc. ꝛc., ob sie gleich tief im Abdomine und Cerebro stecken, doch eben so äusserlich sind als deine Nase.«

»Denn gehen der Darm und die Glans mich auch nichts an.«

»Warum nicht? — Es ist doch nützlich und angenehm das zu wissen, und wenn du gleich kein Doctor werden willst.«

»So glaubt der Herr Vetter in Ernst nicht, daß ich beym Kulmus das Innerliche sehen werde?«

»Du mußt's versuchen. Nur wenn du etwa der Art nichts sehen solltest, daß du mir nicht kommst und sagest: es sey auch nichts Innerliches! denn dazu sind mir mein Vetter und mein Gulden zu lieb.

Um dich indessen vorläufig einigermaßen zu orientiren, so merke wie folget: Was du mit deinen zwey Augen sehen willst, das muß auch mit deinen zwey Augen können gesehen werden; was aber mit deinen zwey Augen gesehen werden kann, das ist äusserlich; und was äußerlich ist, das ist nicht innerlich.«

»So bin ich unrecht berichtet. Da hat der Herr Vetter den Gulden wieder.«

»Nicht doch, Vetter. Seht's an! Dazu habt ihr ja Eure zwey Augen, daß Ihr damit ansehet, was Ihr damit sehen könnt. Auch möget Ihr aus dem Aeusserlichen des Innerlichen wohl wahrnehmen, und vielleicht kluge Vermuthungen machen. Ich sage nur davon, daß das Innerliche selbst nicht mit Euren zwey Augen gesehen werden kann, und daß Ihr sie, was das anlangt, sicher zumachen könnet, ohne etwas zu verliehren.«

»Ist der Herr Vetter 'n Freund von Schwärmerey?«

»Bist du toll?«

»Aber, wo die zwey Augen aufhören, geht da nicht Schwärmerey an?«

»Da sey Gott für! Das wäre der Wahrheit das Terrein sehr klein zuschneiden, oder vielmehr ihr gar keins geben; denn Ihr wißt, daß es Leute gibt, die da sagen: in dem, was vor Augen ist, sey keine Wahrheit!

Nein Vetter, die Schwärmerey fängt da weder an, noch hört sie da auf; denn wenn Löwenhoeck oder Linneus Wunder-Thierchen und Würmer sehen, die nicht da sind; so sind sie auch Schwärmer. Nur auf dem andern Gebiet ist die Entscheidung nicht so leicht, weil es da mit dem Augenzeugniß und den Augenzeugen, in deren Mund bekanntlich die Wahrheit besteht, mehr Schwierigkeiten hat. Auch will ich dir zugeben, daß auf diesem Gebiet kein Mangel an Schwärmerey sey, und daß da vieles für Wahrheit ausgegeben werde, was Schwärmerey ist, und das taugt nicht, Vetter, und das soll nicht seyn. Aber du kannst auch glauben, daß vieles da für Schwärmerey gehalten wird, das Wahrheit ist; und das taugt noch weniger, und ist großer Verlust, nämlich für die, so es für Schwärmerey halten, denn die andern verliehren nichts dabey.«

„Wie weiß ich denn aber, was Wahrheit und was Schwärmerey ist?«

»Hör! Wer dir darüber was gescheutes sagen soll, der muß klüger seyn als ich bin. Sprechen und schreiben läßt sich viel von Schwärmerey; aber du

weißt, wie das denn so mit dem Sprechen und Schreiben ist.

Das allgemeine der Sache ist nicht so schwer, und das hab ich dir schon gesagt, und will's dir der Deutlichkeit wegen noch einmal an einem Exempel vorhalten.

Du liesest Zeitungen, weiß ich, ohne eben ein großer Politikus zu seyn. Da wirst du denn unter andern auch von deiner Lieblingsvestung Gibraltar gelesen haben, daß sie den vorigen Herbst sehr warm gehalten ward; und daß sie anfieng, Muth und Tapferkeit ausgenommen, an allem Mangel zu leiden; endlich daß Lord Howe den 11ten September mit einer mächtigen Flotte von England absegelte, um dem klugen Gouverneur zu bringen, was er nicht hatte.

Du kannst denken, daß die Soldaten zu Gibraltar, als sie die letzte Tonne Pulver und Zwieback angebrochen hatten, fleißig werden nach Westen gekuckt haben, und daß ein jeder von ihnen sehr geneigt gewesen ist, eine in der Ferne kreuzende Französische oder Spanische Fregatte für das erste Schiff von Barringtons Division zu halten.

Wenn nun das der Fall gewesen wäre, oder wenn den 7ten oder 8ten October, als Howe noch auf der Höhe von Lissabon mit den Stürmen kämpfte, ein Soldat zu Gibraltar sich von den Wällen die Augen blind gekuckt, und sich endlich eingebildet hätte, die hülfreiche Flotte zu sehen?«

»Der wäre ein Schwärmer gewesen.«

»Und wenn dieser Soldat seinen Cameraden alles genau und haarklein beschrieben hätte, Vorder- und Hinter-Treffen, Flag-Schiffe und Transportschiffe, Cutters und Fregatten ꝛc. ꝛc. und darauf geschworen hätte, daß er alles wirklich sehe?«

»Wäre ein Schwärmer gewesen.«

»Und wenn er so lange hinaus ins Meer gezeigt und gefingert hätte, daß er sich einen Anhang gemacht, und die nun, wie er, das alles auch gesehn hätten?«

»Wäre ein Schwärmer gewesen.«

»Und wenn er vor Ueberzeugung seine Rations und Portions auf drey Tage flugs und auf Einmahl verzehrt, und seiner Parthey das nämliche gerathen hätte, weil Howe vor der Thür sey und mehr bringe?«

»Wäre ein Schwärmer gewesen.«

»Gut das! Umgekehrt: Howe ist würklich im Anzuge, und eine Schildwache hat Augen die eine halbe Meile weiter tragen als die Augen der übrigen Garnison, wie das ja mit den Augen verschieden ist. Und nun soll diese Schildwache die Englische Flotte in der halben Meile weiter würklich daher kommen sehen?«

»Der wäre kein Schwärmer.«

»Und wenn die ganze Garnison, und alle berühmte Seher unter ihnen, und alle Ingenieurs und Constabels, und die Magazin- und Proviant-Meister, und der Regiments-Feldscheer und Bibliothekar von Gibraltar, und selbst der alte menschlich gesinnte Elliot nichts sahen?

»Wäre kein Schwärmer.«

»Die Garnison bestand etwa aus vier bis sechs tausend Mann; wenn ihrer hundert Tausend gewesen wären die alle nichts sahen?«

»Wäre kein Schwärmer.«

»Und wenn sie alle über die Schildwache gelacht und demonstrirt hätten, daß sie toll und wahnsinnig sey?«

»Wäre kein Schwärmer.«

»Also: nicht der mehr sieht als die andern, sondern der sich mehr einbildet zu sehen als er würklich sieht, der ist ein Schwärmer. Und merke noch an diesem Exempel, daß der Ingenieur und Feldscheer und Bibliothekar und alle die hundert Tausend Lacher auf gewisse weise bona fide agiren und Recht haben können; denn sie sahen wirklich nichts, und so weit ihr Auge reichte war keine Flotte. Der Fehler ist nur der, daß sie auch über die halbe Meile weiter richten wollten, wo ihre Augen nicht mehr judices competentes waren.

Und nun Vetter, ich für meine Person bin nur ein simpler Constabel, und nicht die Schildwache quaestionis; aber ich glaube solche Schwildwachen und solche Augen, die weiter und mehr sehen als ich, von ganzem Herzen. Und wer das nicht thut, der muß, dünkt mich, ein ziemliches Pretium Affectionis auf sich und seine Augen setzen, und man kann ihm nicht mit Recht zur Last legen daß er die schöne Tugend der Demuth und Bescheidenheit übertreibe.«

»Alles gut, und sehr wahr; aber ich bin doch

damit nicht klüger über Weisheit und Selbst-Erkenntniß.«

»Du hast Recht. Aber, was willst du eigentlich von der Weisheit haben? — Hör Vetter, schütte mir dein Herz einmal recht aus. —

»Alle Menschen wollen gerne glücklich seyn, sie mögen in Häusern oder in Hütten wohnen, mögen nacket oder bekleidet einhergehn, vom Raube leben oder das Feld bauen, Baal oder Bel opfern. Nun aber liegt für uns das Land des Friedens und der Glückseeligkeit im Verborgenen. Wir ahnden nur, und suchen, 'n jeder auf seinem Wege, und gehen irre. Zwar die bessern Menschen werden des Irrthums wohl inne, kehren um, und setzen sich reuig auf einen Stein am Wege. Aber was sind sie damit gebessert? Sie wissen wohl was sie nicht gefunden haben, wo sie das aber finden sollen wissen sie nicht; und so treiben sie auch auf dem wilden Meer ohne Rath und Ruder und die Nacht kommt heran. Denn über dem Irren und Fragen und Forschen werden wir immer älter, kömmt uns der Tod immer näher, und man will doch gerne wissen woran man ist.«

»Du fängst gut an, und wenn du so fortfährst, werde ich diesmal von dir zu lernen haben. Wir haben es sonst bisher so gehalten, daß ich von uns beyden der Klügste gewesen bin.

Du erwartest also von der Weisheit sichere Auskunft?«

»Und wenn sie dir gewährte, Vetter; wie herzlich

willkommen würde sie nicht allen Menschen seyn! und wie von ihnen umringt werden!«

»Das sollte man freylich denken.

Aber es scheint in der Welt kein Mangel an Glückseeligkeit zu seyn, und die Menschen müssen sie gefunden haben.«

»Ja Vetter! die armen Menschen! Sie halten diese Welt für das Land des Friedens und der Glückseeligkeit und seegeln mit dem Strom. Und wer von uns wenn wir ehrlich seyn wollen, kann sich rühmen, daß er sich diesen Weg nicht bethören lasse, mehr oder weniger.«

»Und also meinst du nicht, daß man auf diesem Wege recht sey?«

»Wahrhaftig nicht.«

»Uebereile dich nicht, Vetter; Er ist doch sehr natürlich, und du sagst selbst, daß so viele Leute sich da recht glauben.«

»Wie kann ich mich übereilen? Es besteht ja nicht, und wenns nichts weiter wäre!

Und selbst so lang es währt, scheints nur, ist aber nicht. Denn man erfülle dem Ehrsüchtigen, dem Geldgeizigen, dem Wollüstling, dem Mann von Eitelkeit rc. rc. man erfülle ihm alle seine Wünsche, und was ists denn? — Das Auge sieht sich nicht satt und das Ohr hört sich nicht satt, und ich habe noch keinen dieser Art gesehen, der sich ruhig in die Arme genommen und gesagt hätte: ich habe genug. Alle solch Glück ist mehr mühseeliges Hinstreben zum Genießen als würklicher Genuß, ist keine Flamme die

aus sich selbst brennt, sondern man muß beständig neue Reiser anlegen, neues Oel zugießen daß sie nicht verlösche, und am Ende verlöscht sie doch!

Nein Vetter, es muß für den Menschen eigenes Glück geben! Und was man auswärts erbetteln muß und nicht behalten kann, ist ja nicht eigen.«

»Gib die Hand, Vetter, du magst wohl nicht unrecht haben! Denn aber ist doch auch ohngefähr abzusehen, wo die Glückseeligkeit herkommen muß. Mehr als Leib und Geist haben wir nicht. Wenn sie also in dem, was des Leibes ist, nicht gefunden wird, so bleibt ja nur ein zweites und höchstens ein drittes übrig?«

»Wohl wahr! Aber ich sehe doch da in einen dunkeln Ort.«

»Du glaubst doch, daß wir einen Geist in uns haben?«

»Warum frägt der Herr Vetter das?«

»Weil unsre zwey Augen nicht viel vom Geist sehen, und du vorhin meintest: wo die zwey Augen aufhörten, gehe die Schwärmerey an.«

»Vetter! wenn ich im Menschen keinen Geist glaubte, so hätt' ich mit dem Menschen nichts zu thun, und ich wollte lieber 'n Esel seyn. Denn hätt' ich wohl nicht Freude, aber ich hätte auch kein Leid nnd keine Unruhe, und ich trüge meinen Mehlsack und käute meine Disteln bis ich ausgekäuet und ausgetragen hätte.«

»Was hast du denn für Unruhe und für Leid?«

»Ah, du weißt ja wohl, wo uns der Schuh

drückt; weißt ja wohl, daß ein Janus bifrons in uns ist, Ein Kopf mit zwey Gesichtern die nach verschiedenen Seiten sehen.«

»Fahre fort, Vetter! Was meinst du?«

»Daß der Mensch keinen Haus-Frieden in sich hat, das mein ich; daß es uns lieblich dünken kann, und uns doch betrügt, und hinterher wurmt und graue Haare macht; daß man das Bessere wissen kann und das Unedle thun; daß wir von uns selbst gerissen und gehudelt werden! — Und uns selbst bringen wir allenthalben hin, uns selbst treffen wir überall an.«

»Aber wenn z. E. Conrad I. in seinem Leben von Heinrich dem Sachsen viel Verdruß hat und doch am Ende alle die Seinen vorbeygeht und ihn zu seinem Nachfolger vorschlägt, weil das Reich des bedurfte; wenn Scipio in Feindes Land das junge schöne Mädchen, das ihm seine Soldaten brachten, in sichere Verwahrung nimmt und sie ihren Eltern unschuldig wieder giebt; so sagen doch alle Menschen, daß das edle Handlungen sind, und man bewundert sie.«

»Und das von Rechtswegen. Was bewundert man aber eigentlich? — daß Scipio eingesehen hat: es sey besser, das Mädchen unschuldig zurück zu geben? daß sieht ein jeder von uns ein; — daß er den Willen gehabt hat, sie zurück zu geben? auch das nicht, denn das möchten wir gewiß alle gern gethan haben; — sondern daß ers hat thun können. Ein jeder fühlt in sich, was dem Scipio im Wege gewesen ist und was Held Scipio überwunden hat.

Wohl ist die Tugend ein Kleinod; und gebe Gott, daß die Menschen das nicht bloß sagten. Sie würden wohl an sich thun! denn wenn der Geist das Feld behält und sein Recht behauptet, das freut Gott und Menschen, und du kannst denken, daß der, in dem es geschieht, nicht leer dabey ausgehe! Wohl ist die Tugend ein Kleinod für den Menschen; das schönste und köstlichste Kleinod in dieser Welt, womit er sich schmücken, und das einzige wodurch er sich würklich groß und bewundernswerth machen kann. Wie der Bart das Wahrzeichen des Mannes, so ist sie das Wahrzeichen des Menschen, und wer es nicht an sich hat, der ist unehrlich und ein Leibeigner. Du siehst: wenn Scipio Böses gethan hätte! und was die Tugend ist!! Zugleich aber siehst du auch: was die Menschen seyn müssen, wenn die unter ihnen, die sich an der Kette haben daß sie kein Unglück anrichten, wenn die unter ihnen so groß und bewundernswerth sind.«

»Aber die Gelehrsamkeit ist ja eine Nahrung des Geistes; so mache damit dem unglücklichen Streit ein Ende.«

»Reite mir 'nmahl Courier auf einem gemalten Pferde, und wenn es ohne Fehl gezeichnet wäre: und melke der Herr Vetter 'nmahl des Myrons Kuh! — Und bis an Myrons Kuh und die Zeichnung ohne Fehl ist weit hin.«

»Keine Speculations! Die Erfahrung muß entscheiden. Wenn es nun notorisch wäre, daß die Gelehrsamkeit immer und zu allen Zeiten ihre Verehrer

zu guten, friedfertigen, edlen, unverlegenen glücklichen Menschen machte?«

»Sollte mir fürwahr recht lieb seyn, auch des Herrn Vetters wegen.«

»Es giebt eine Erkenntniß a priori Vetter, und eine reine Vernunft, und dadurch ergründen und erweisen doch die Gelehrten viele Dinge?«

»Es mag wohl eine Erkenntniß a *priori* und eine reine Vernunft geben, Vetter! Wenn aber die Meynungen der Gelehrten über eine und dieselbe Sache so vielfältig verschieden, und oft einander grade entgegengesetzt sind, und doch ein jeder die seinige aus der Vernunft beweißt und herleitet; —

»Ja, was willst du denn?«

»Ich will nichts; aber das Faß schwebt mir vor Augen, daraus der Wirth alle Arten von Wein zapft, die gefodert werden.«

»Ich habe heute keine Lust zu lachen, Vetter. Allerdings ist die Welt der Gelehrsamkeit viel schuldig, und was in ihr nützlich und ausgemacht ist, wer wird das nicht mit Dank annehmen und mit Dank erkennen? Wer die Kühnheit und den Scharfsinn vieler Gelehrten und ihren mancherley unsäglichen Fleiß nicht schätzen und hochachten, und sie, als die ein in sich edleres Geschäft treiben, geehrt und reichlich belohnt wünschen? —

Ich sehe in den Zeitungen kein Schiff aus Ostindien zu Cork oder Brest einlaufen, oder ich denke mit Bewunderung an die fünf Finger des Menschen und an seinen Kopf, der auf dem großen wilden

Meer Weg und Steg berechnen lehrte; und wenn mein Calender 'n Durchgang durch die Sonne, oder eine Mond-Finsterniß weissagt auf Tag und Minute, und ich sehe nun auf Tag und Minute den Erdschatten und Stern eintreten; so werf ich den Hut in die Höhe und gebiete allen Leuten im Hause, daß sie Respect für den Kopf des Menschen haben. Aber ein jedes Ding nach seiner Art — denn so schön z. E. die Sterne auch sind, so denk ich doch, das Schönste und Beste ist unsichtbar, wo wären sie sonst hergekommen; und da verläßt uns die Gelehrsamkeit! Dazu bleiben wir nicht ewig unter den Sternen und unser Erdenleben ist nur eine kleine Strecke auf der ganzen Bahn unsrer Existenz; und da verläßt uns die Gelehrsamkeit! Und da ist doch der unrechte Ort verlassen zu werden! So haben auch die guten Gelehrten immer gedacht; und die nicht so denken und sich mehr glauben als sie sind, die lügen in ihren eigenen Beutel und davon wird er nicht voll!

Vor einiger Zeit starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen wie sie immer war, und konnte nicht leben und nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reißten wir noch alle zu ihr, und standen da um ihr Bette und sahen sie an, einer so klug wie der andre. Ich wollte mir mein Herz gerne trösten, und wollte ihr noch so gerne was zu Liebe thun; aber essen und trinken mochte sie nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an all die großen und kleinen Erfin-

dungen der Menschen, davon du mir gesagt hast: an die Seelen-Lehre, an Newtons Attractions-System, an die Allgemeine deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die grade und schiefe Ascension der Sterne und ihre Parallaxen ꝛc. aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag out of reach! lag am Abhang und sollte herunter! und ich konnte nicht einmal sehen wo sie hinfiel. — — Da befahl ich Sie Gott, und gieng hinaus . . . und machte ein Sterbegebet daß sie's Ihr vorläsen. Es war meine Mutter und hatte mich immer so lieb gehabt, und ich konnte doch nichts anders! —

O Vetter, wenn dir ein Mensch vorkömmt der sich so viel dünkt und so groß und breit da steht; wende dich um und habe Mitleiden mit ihm. Wir sind nicht groß, und unser Glück ist, daß wir an etwas Größers und Bessers glauben können.

Der Besuch im St. Hiob zu **.

Der Aufseher des Stifts heißt Bernard, und unser fünf oder sechs, lauter reisende Leute, welche die Herberge versammelt hatte, giengen hin es zu besehen. Der erste war der Herr Tobel, ein ernsthafter Mann, der wenig sprach; der zweyte, Herr Wange, Prediger in der Nachbarschaft, ein Verwandter des Herrn Bernard und der eigentliche Anfänger und Anführer der ganzen Unternehmung; der dritte, wenn er für einen vollen Mann gelten soll, sein Sohn Fränzel, ein feiner Knabe von etwa zehn bis dreizehn Jahren; der vierte, Herr Sennert, 'n Bruder Studio, dem äußerlichen Ansehen nach; ꝛc.

Unterwegs erzählte uns Herr Wange, daß er einen alten Bekannten im Stift habe, Herrn Cornelio. Dem starb seine Frau und sein Freund, und darauf gieng er in den St. Hiob als Krankenwärter.

Herr Bernard empfing uns sehr höflich und bewirthete uns mit Caravan-Thee; zeigte uns auch sein Naturalien-Cabinet, das ziemlich vollständig ist, sonderlich an Conchilien.

Nach verschiedenen Gesprächen über dies und das, kam's endlich zum Stiftbesehn und Herr Bernard gieng voran.

Er führte uns zuerst zu den Wahnsinnigen, die gleich unten im Hofe am Eingang quartirt sind, ein jeder in einem kleinen Stübchen für sich.

So wie Leute, die noch zwischen Furcht und Hoffnung schweben, unglücklicher sind, als die schon Entscheidung haben; so scheinen einem die Wahnsinnigen, oder die zwischen Sinn und Unsinn schweben, unglücklicher zu seyn als die Unsinnigen, und sie sind nicht so gräßlich, aber grauerlicher anzusehen. Wir sahen ihrer hier einige und dreißig, alt und jung, Männer und Weiber, und aus allen Ständen.

Herr Bernard wollte die Bemerkung gemacht haben, daß der Wahnsinn bey Weibsleuten sich immer auf Liebe oder Religion beziehe. Im St. Hiob fanden wir seine Bemerkung bestätigt, denn die Weibsleute sprachen alle wie Verliebte, oder predigten und prophezeyten. Bey den Männern trafen wir hier auch mancherley andern Wahnsinn. Einer in einem grünen Schlafrock dünkte sich 'n Moor und wusch sich emsiglich, kuckte ins Spiegel und wusch wieder, und seine weisse Comtoir-Mütze und eine Citrone standen auf dem Tisch. Ein anderer stand mit verstörten Haaren und zeigte immer mit dem Finger nach einem Stundenglas das an der Wand hieng, und seufzte dazu. Die merkwürdigsten von allen aber waren vier Brüder, die in einem Zimmer beysammen saßen gegen einander über wie sie auf dem Kupfer sitzen. Söhne eines Musikanten, und Vater und Mutter waren im St. Hiob gestorben. Herr Bernard sagte, sie säßen die meiste Zeit so

nach Chodowiecki — v. Wilh. Jury ges.

und liessen den ganzen Tag wenig oder gar nichts von sich hören; nur so oft ein Kranker im Stift gestorben sey, werde mit drey Schlägen vom Thurm signirt, und so oft die Glocke gerührt werde, sängen sie einen Vers aus einem Todtenliede. Man nenne sie auch deswegen im Stift die Todten-Hähne.

Von hier giengs zu den Unsinnigen. Ihre Kojen sind rund um in einem Cirkel gebaut, und in der Mitte steht ein großer Ofen, der im Winter geheizt wird. Nur etwa Zweydrittel davon waren itzo besetzt, und die Unglücklichen darinn saßen, wie gewöhnlich, mit zerrissenen Kleidern und halb nackt, und sagten Gräuel. Einer von ihnen war neun Jahre in der Sclaverey zu Algier gewesen, und hieß Hans Gumpert, und der war der wüthigste von allen und hatte ungeheure Kräfte. Er hatte itzo eben eine gute Stunde, und als wir vor seine Klappe kamen, trat er heran und streckte die Hand heraus. Herr Tobel legte ihm einen Dukaten hinein und wir andern etwas Silbergeld; er warf aber alles weg und bat flehentlich um ein ganz kleines Stückchen Zucker. Weiter brachte uns Herr Bernard in verschiedene Zimmer mit allerley bösartigen Patienten, und denn kamen wir endlich in die große Krankenstube. Sie ist hoch, beynahe ein Quadrat, und es stehen drey Reihen Betten darinn. Wir giengen hier von Bette zu Bette, und sahen in jedwedem einen Menschen liegen der elend war, mehr oder weniger.

Nicht weit vom Eingange trafen wir den Herrn Cornelio. Er hat helle Augen und eingefallene

Backen, und ist lang und blaß. Herr Wange bot ihm freundlich guten Tag, und wollte ihn umarmen; das wollte er aber nicht, und sagte: er habe sich das Umarmen abgewöhnt.

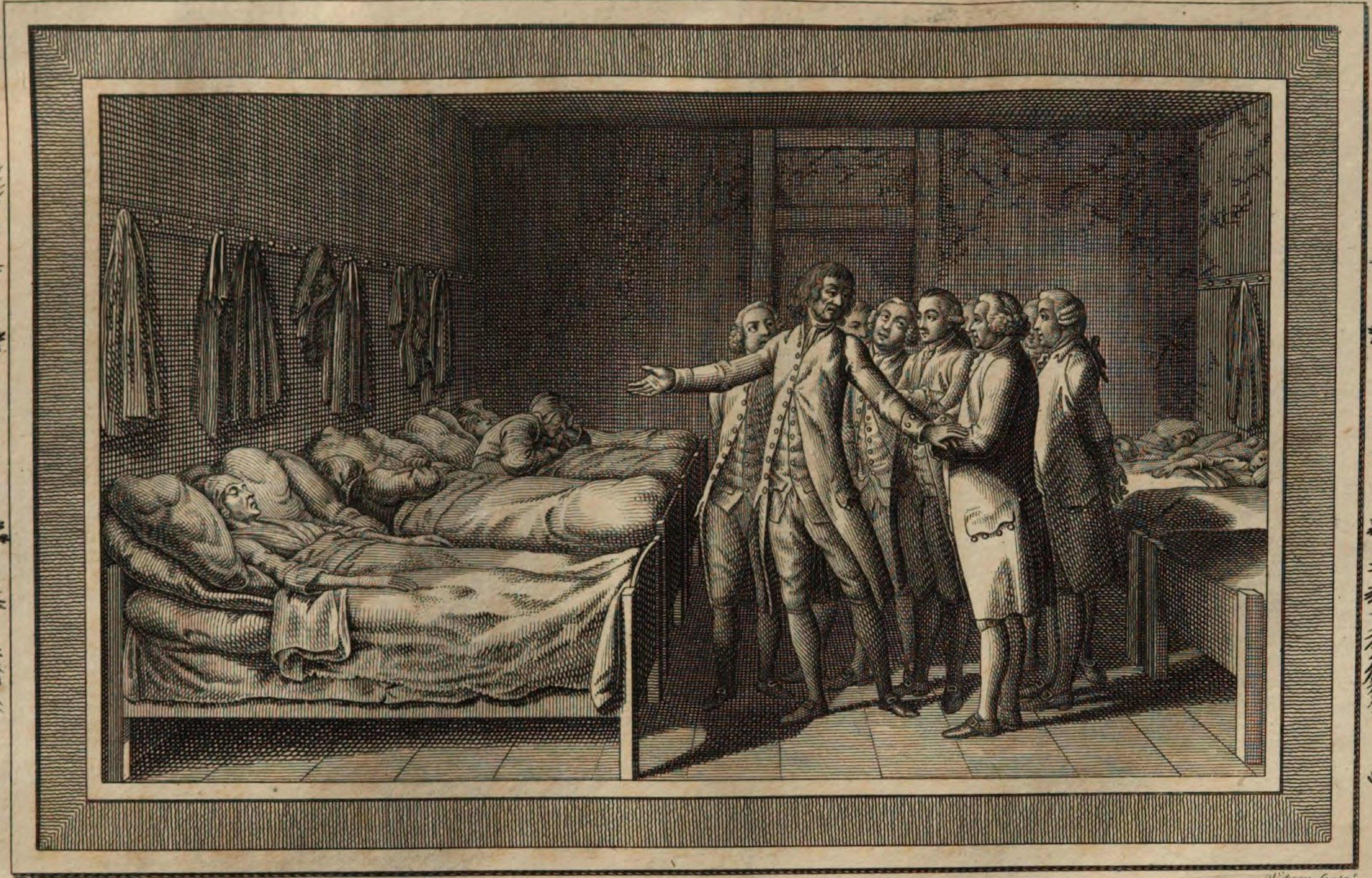
Herr Bernard bat ihn, uns hier herum zu weisen, weil er hier am besten Bescheid wisse; und das ließ er sich gefallen und gieng mit uns durchs ganze Zimmer, und sagte uns bei jedem Bette, den Nahmen des Kranken, seine Krankheit, wie lange er schon liege und sich quäle ꝛc., auch allerhand Umstände aus ihrem Leben.

Am Ende des Zimmers war in einem Bette eine alte Frau eben gestorben, und Herr Bernard hieß sie herausnehmen und in die Leichenkammer tragen, und Herr Cornelio sagte uns indeß wer sie gewesen und wie alt sie geworden, daß sie oft viel Schmerzen gehabt und immer so über die langen Nächte geklagt habe ꝛc.

Aber Cornelio, sagte Herr Wange, wie können Sie alle Tage das Elend so ansehen?

Cornelio. »Ist es darum weniger, wenn ich »es nicht sehe? Und sieht man es denn allein hier?«

Wir nahmen darauf Abschied und giengen weg, nicht ganz gleichgültig. Als wir wieder auf den Hof kamen, ward die Leiche signirt, und so wie der dritte Schlag gefallen war, fiengen die vier Brüder an:



D. Chodowiecki del. W. Jury sculp.

Ach Herr! laß dein' lieb' Engelein,
Am letzten End die Seele mein,
In Abrahams Schooß tragen,
Den Leib' in sein'm Schlaf-Kämmerlein,
Gar sanft ohn' ein'ge Quaal und Pein,
Ruhn bis am jüngsten Tage. rc.

Verflucht sey der Acker um deinet willen ꝛc.

Moses 1. c. 3., v. 17. 18. 19.

Man mag das Paradies und seine vier Ströme und seinen Baum des Lebens und des Erkenntnisses ꝛc. so oder so auslegen, und die wahre Erklärung mag seyn welche sie will; so ist und bleibt der Inhalt klar und ausser allen Zweifel:

Der Mensch war glücklich!

Und er machte sich elend! . . . In dem »Verflucht sey der Acker um deinet willen ꝛc.« wird ihm sein Urtheil gesprochen.

Es ist sehr hart; und wie ungern muß Gott es ausgesprochen haben!

Als Absalom sich empörte, verhüllte David sein Antlitz und gieng baarfuß, und der ungerathene Sohn war ihm immer noch lieb und am Herzen gewachsen. Man kann es nicht ohne Rührung lesen, als seine Truppen gegen Absoloms Parthey aus Mahanaim ausrückten, wie er da am Thore sitzt und sie ausmarschiren sieht, und sein letztes Wort an die Hauptleute ist: »Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom;« und als Joab nicht säuberlich mit dem Knaben fuhr, wie David da traurig wird und auf dem Saal im Thor hin und her geht und jammert; »mein Sohn Absalom, mein »Sohn, mein Sohn Absalom, wollte Gott ich »müßte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn, »mein Sohn!

Und das war nur ein Vater unter den Menschen, die doch arg sind; was denn der Allbarmherzige Vater, der den Menschen vor allen andern Geschöpfen so hoch geehret und so herrlich ausgestattet hatte! und nun zu ihm sprechen muß: »Verflucht »sey der Acker um deinet willen, mit Kummer sollt du dich drauf nähren dein Lebe»lang. Dorn und Disteln soll er dir tragen, »und sollst das Kraut auf dem Felde essen, »im Schweiß deines Angesichts sollst du dein »Brodt essen, bis daß du wieder zur Erden »werdest, davon du genommen bist. Denn du »bist Erde und sollst zur Erden werden.«

Die Worte sind schrecklich, und ein jedes ist 'n Schwerdt das einem durch die Seele dringet. Und sonderlich wenn man ansieht, wie sie an uns in Erfüllung gegangen sind und noch täglich in und um uns in Erfüllung gehen.

Wir waren unsterblich, waren ewig glücklich und seelig; lebten in einem schönen Garten, zwischen Strömen die den Garten wässerten, unter Bäumen die lustig anzusehen waren und die immer voll Früchte für uns hiengen .... und unser lieber Vater und Schöpfer gieng selbst in dem Garten und wir konnten seine Stimme hören — Und hier: Auf dem verfluchten Acker, zwischen Dorn und Disteln, uns nähren mit Kummer und im Schweiß des Angesichts! Wie bitter sau'r muß sichs mancher nicht werden lassen und früh und spath schaffen, daß er für sich und die Seinen das Bischen Brodt habe! Und wenn ers

hat, was hat er denn? — Wir kommen mit Angst und Geschrey in die Welt, und fahren mit Herzeleid wieder in die Grube . . . und unsern lieben Schöpfer und Vater hören und sehen wir nicht! gehen trostlos und verlassen, in Frost und Hitze, in Regen und Schnee, in Schmerz und Krankheit, sind wahnsinnig und unsinnig, können nicht schlafen, müssen gehen und husten Tag und Nacht und Eiter und Blut speien.

Mahomed gibt in seinem Koran, wenn zwey sich über Religions-Lehren zanken, den klugen Rath, daß sie beyde ihr Weib und ihre Kinder rufen und zusammen ein Gebet zu Gott thun sollen. So wärs auch bey diesen Worten wohl das natürlichste, daß nicht allein die streitigen Ausleger, sondern alle Menschen und Nachkommen Adams ihre Weiber und Kinder riefen und hinträten und sich zusammen satt weinten.

Briefe an Andres.

Erster Brief.

Du möchtest gern mehr von unserm Herrn Christus wissen — — Andres! wer möchte das nicht?

Aber bey mir kömmst du unrecht. Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort. So gar hasse ich das Kopfbrechen an Religions-Geheimnissen; denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse daß wir sie nicht wissen sollen bis es Zeit ist.

Wenn wir ihn nicht selbst sehen können, Andres; so müssen wir denen glauben die ihn gesehen haben. Mir bleibt anders nichts übrig.

Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, nur Glöcklein am Leibrock; aber doch das Beste was wir auf Erden haben, und so Etwas das einen wahrhaftig freuet und tröstet, wenn man da hört und sieht, daß der Mensch noch was anders und bessers werden kann, als er sich selbst gelassen ist.

Und was in der Bibel von ihm steht, das hab ich gelesen mehr als Einmal, und nehme es, so wie es dasteht, ohne zu noch ab zu thun. Willst du also davon mit mir schreiben und sprechen, so gut ichs kann und salvo meliori judicio; von Herzen gern; Ich weiß für mich nichts liebers und erfreulichers als von Hülfe und Errettung, und wem's anders ist, der muß nie in Noth gewesen seyn, noch andre

darinn gesehen haben. Rufet doch ein Weib, das ihren verlohrnen Groschen wieder funden hat, ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: »Freuet »euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen fun»den, den ich verlohren hatte.« Und was ist das für eine Noth, daraus man mit Geld errettet werden kann!

Besinnest du dich noch unsrer ersten Schiffahrt, als wir den neuen Kahn probirten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? — Ich hatte schon alles aufgegeben, und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich deinen ausgereckten Arm herkommen und hakte an! und ich seh ihn noch immer, Andres, wenn ich nur von ohngefähr deinen Namen lese oder oft nur auf ein großes A stoße. Im Grunde war deine Hülfe nur ein Palliativ; denn was damahls ohne dich das Wasser würde gethan haben, das werden nun die andern Elemente noch thun, und du wirst mich nicht retten. Aber ich kann doch den Arm nicht wieder vergessen! und ich glaube, daß er bey unsrer innigen Freundschaft die Hand viel mit im Spiel habe. Das ist hier einmahl mit uns nicht anders: Noth lehrt beten, und Hülfe und Errettung erfreut!

Und nun ein Erretter aus aller Noth, von allem Uebel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umher gieng und wohl that, und selbst nicht hatte wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben

hören, die Todten aufstehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird; dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzete und seegnete; der bey Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um sie mit seinem Blute frey zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete, und geduldig war bis zum Tode am Creuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam die Welt seelig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornen-Crone wieder hinausgieng! —

Andres, hast du je was ähnliches gehört, und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimniß, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von der Barmherzigkeit Gottes.

Man könnte sich für die blosse Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt seyn. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.

Sprich und schreibe also davon mit mir du mein herzlieber Andres, wie und was du willst, und ich will dir keine Antwort schuldig bleiben.

Dein ꝛc.

Postscript.

Es giebt einige Leute, Andres, die alles bekehren wollen, und mit der Bibel in der Hand hinter jeden hochfahrenden Geist und Taugenichts herlaufen. Das soll aber nicht seyn, und ist ärgerlich anzusehen; wo auch der Fehler steckt. Die Lehre Christi, die nicht Einer werth ist zu hören, mag allerdings allen Menschen gepredigt werden; aber sie soll nicht weggeworfen werden, und wers nicht besser haben will, der mags bleiben lassen.

Unser Herr Christus spricht auch gar anders über die Jüngerschaft. »Wer ist unter euch, der »einen Thurm bauen will, und sitzet nicht zuvor und »überschlägt die Kosten, ob ers habe hinauszuführen? »auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat, und »kanns nicht hinausführen, alle die es sehen, fangen »an seiner zu spotten, und sagen: dieser Mensch hub »an zu bauen und kanns nicht hinausführen. — Also »auch ein jeglicher unter euch, der nicht absaget al»lem das er hat, kann nicht mein Jünger seyn.« Und in seiner Instruction an seine ausgehenden Apostel: »Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt gehet: »da erkundiget euch, ob jemand drinnen sey, der es »werth ist; und bey demselben bleibet, bis ihr von »dannen ziehet — und wo euch jemand nicht anneh»men wird, noch eure Reden hören: so gehet heraus »von demselbigen Hause oder Stadt, und schüttelt »den Staub von euren Füßen.«

Und nun erwarte ich deine weitern Befehle.

Zweiter Brief.

Also soll ich dir zum Anfang die Geschichte vom Zinsgroschen erklären! — Daß ich dir etwas erklären soll, dünkt mich eben so, als wenn ich Abends vom Lehnstuhl vor meinem seeligen Vater predigen mußte. Indeß ich bin zu deinem Dienst.

Aber Andres, du machst es mit deinen Texten wie auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa, wo zuerst der geringere Wein gegeben ward. Die Pharisäer fahren hier freilich sehr übel; was ist aber da eben für große Freude daran? — Im Grunde müssen sie einen doch dauern. Und Christus und die Welt-Weisheit sind nicht Parthie egal; man weiß vorher daß sie immer den Kürzern ziehen muß. Die Art freilich, wie unser Herr Christus sie den Kürzern ziehen läßt, die ist überköstlich und macht alles gut; und so will ich nur gleich anfangen, und weil du die Geschichte doch so lieb hast, etwas weitläufiger seyn als sonst wohl nöthig wäre.

»Da giengen die Pharisäer hin und hielten einen Rath wie sie ihn fingen in seiner Rede.«

In diesem Rath ward ein Project beliebt: ihn sagen zu machen, daß dem Kaiser der Zins nicht gebühre. Eigentlich waren die Pharisäer wider den Kaiser, hatten ihm auch keinen Eid schwören wollen; aber der König der Wahrheit war ihnen noch mehr zuwider, weil sie bey dem noch mehr zu verliehren hatten. Und so schickten sie sich in die Zeit und

machten Allianz mit dem Kaiser, um sich durch den geringern Feind den größern vom Halse zu schaffen. Christus sollte sagen: es sey nicht recht daß man dem Kaiser Zins gebe, und denn war er verlohren meinten sie, und scheinen sie auf die prompte Justiz in Cameral-Sachen gerechnet zu haben.

Aber wie macht man ihn das sagen? — Die schlauen Füchse kannten sich und wußten daß eine Wanne mit Wasser eher überfließt wenn sie in Bewegung gesetzt ist. Deswegen beschlossen sie weiter: ihm durch verstelltes Lob und Anerkennung seiner Competenz das Herz vorher groß zu machen, seine Wahrhaftigkeit, seinen graden Sinn und sein Nichtachten der Person, vor dem Volk zu loben, damit er geneigt würde, gleich davon eine Probe gegen den Kaiser zu geben.

Das alles war hier nun freilich nicht angebracht; aber sie verstunden das nicht besser, und so sandten sie denn ihre Jünger und sprachen:

»Meister, wir wissen daß du wahrhaftig bist »und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest »nach Niemand; denn du achtest nicht das Ansehen »der Person. Darum sage uns was dünket dich? »Ists recht daß man dem Kaiser Zins gebe oder »nicht.« Und Herodis Diener mußten gleich mitgehen, damit es bey dem Zeugenverhör desto weniger Weitläufigkeit gäbe, oder als gute Freunde die den Sieg mit ansähen, und ausbreiten helfen sollten. Ja! oder Nein! und in beiden Fällen siegten die Pharisäer. Denn sollte Christus den Zins gut heissen, und

also dem Hauptproject ausweichen; so verdarb ers beym Volk, das den Zins ungern bezahlte und von seinem Messias Befreyung von allem fremden Joch erwartete.

Die Sache war sehr klug angelegt, und wäre ceteris *paribus* gewiß Zehn- gegen Ein- mahl durchgegangen. Hier, wie gesagt, giengs nicht.

»Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach »er, ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?«

Das war der freymüthige grade Sinn ꝛc., den sie aus Schalkheit gelobt hatten, wahrhaftig; aber anders als sie erwarteten.

Mathematisch gewiß waren wohl die Pharisäer des guten Ausgangs nicht, denn sonst wären sie selbst gekommen und hätten nicht ihre Jünger geschickt; indeß hatten sie doch ohne Zweifel gute Erwartungen, und sie haben ohne Zweifel den Deputirten Jüngern in einem nicht geringen Ton von ihrer klugen Anlage und Erfindung gesprochen, und diese hatten gewiß ihre heimliche Freude: daß Christus von dem allen nichts wisse, und ihrem ehrbaren Gesicht nicht ansehen werde was hinter ihrer Frage stecke. Und du kannst denken, wie sie erschrocken sind, als unser Herr Christus anfieng zu sprechen, und, seiner Gewohnheit nach, nicht dem Gesicht sondern dem Herzen antwortete.

»Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach »er, ihr Heuchler, was versuchet ihr mich?«

»Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten »ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen,

»wes ist das Bild und Ueberschrift? Sie sprachen »zu ihm, des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: so »gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte »was Gottes ist.«

Andres, was ist doch für Sinn in allem das aus seinem Munde kömmt! Es vermahnt mich damit so, wie mit den Schachteln, wo immer eine in der andern steht. Seine Antwort kann wohl so ausgelegt werden: ihr habt die Hoheit und den Schutz des Kaisers anerkannt, und sein Geld in euren Taschen; so müßt ihr auch thun, was das mit sich bringt! Und ich wüßte nicht, was der größte Staatsmann anders hätte sagen können. Aber Christus war mehr als Staatsmann.

»Wes ist das Bild und die Ueberschrift?«

Er sprach hier zu Pharisäern, die auf Moses Stuhl saßen, die zwar weder für sich noch für andere aufschließen konnten, aber doch die Schlüssel der Erkenntniß an einem großen Haken an der Seite trugen, und sich mit dem Buchstaben des Gesetzes, als die einzigen wahren Ausleger desselben, brüsteten. Christus verwieß ihnen bey einer andern Gelegenheit diesen ihren blinden Stolz: daß sie meinten das ewige Leben in der Schrift zu haben, und nicht wüßten wo sie es suchen sollten. Hier was ähnliches. So große Ausleger des Moses mußten ja die Lehre von dem Ebenbilde verstehen, und wo das hingehört, denn es war seine Hauptlehre. Wie konnten sie denn fragen, ob der Zinsgroschen dem Kaiser gehöre, da sein Bild darauf stand? — Gott

hatte den Menschen gemacht, ein Bild das ihm gleich sey; der Kaiser hatte auch sein Bild machen lassen, und das war von Silber und stand auf der Zinsmünze. — Moses und die Propheten hatten Israel den Weg gelehret, sich vor fremden Joch und Zinsmünze zu bewahren, nämlich wenn sie an Gott, ihrem Urbilde, von ganzem Herzen hiengen, und keine andre Götter hätten neben ihm. ꝛc. —

»Wes ist das Bild und die Ueberschrift?«

Fühlst du nicht den feinen Sinn? — Es war 'n Zipfel ihnen vom Rock abgeschnitten! 'n Pfeil aus ihrem eigenen Zeughause ihnen gewiesen! aber auch nur gewiesen.

Ueber das Ebenbild Gottes hatten die Eiferer für die Religion nichts zu fragen, wohl aber über das silberne Ebenbild des Kaisers. — Die Zinsmünze und das Geben oder Nichtgeben derselben war im Grunde eine kleine und unbedeutende Angelegenheit, die über ihre Glückseligkeit nichts entschied. — Ueberhaupt war die ganze Frage über das Recht und Unrecht der Zinsmünze eine sehr alberne Frage, und grade so viel, als wenn ein Ehebrecher fragen wollte: ob es recht sey, die auf den Ehebruch gesetzte Strafe zu bezahlen. — Du siehst wie die Pharisäer eigentlich standen, und was von allen Seiten für Anlaß und Raum zu bitterer Antwort war, und Gott weiß, daß sie hier nicht unverdient gegeben wäre. Aber er war zu gut bitter zu seyn. Auch war er nicht gekommen, das letzte Wort zu behalten, und über die Künste der Pharisäer und Welt-Weisen zu trium-

phiren, sondern die Künstler seelig zu machen; und das treiben alle seine Handlungen und Reden.

Er sagte:

»So gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist.« . . . . . .

. . . .

Wie unser Herr Christus, so waren auch seine Handlungen und Reden. In sich: Gnade und Wahrheit und ewigs Gut, und auswenoig: armes Fleisch und Blut und Knechtsgestalt.

Wenn er des Jairi gestorbnes Töchterlein vom Tode auferwecken will, spricht er: Das Mägdlein schläft, und nimmt sie als ob sie würklich nur schliefe, bey der Hand und ruft: »Mägdlein stehe auf;« und ihr Geist kam wieder. ꝛc.

Wenn er von der über alle Maaße hohen Seeligkeit seiner wahren Nachfolger sprechen will, sagt er: »wer mein Wort hält der wird inne werden »ob meine Lehre von Gott sey.« So auch hier:

»Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und »Gotte was Gottes ist.«

Wie klein von aussen! Und doch enthalten die Worte nichts geringers für sie als einen und den einzigen Rath: aus aller ihrer Noth zu kommen; denn ausser der Herstellung des Ebenbildes Gottes in ihnen, war alles übrige löcherichte Brunnen.

Aber nun noch inniger, und Mann an Mann.

So wenig die Pharisäer es auch glaubten und wußten; so waren sie doch blind und elend, und brauchten Hülfe. Darum hoften sie auch, wiewohl

mit Unverstand, auf einen Messias, und lehrten das Volk auf ihn hoffen. Der vor ihnen stand und mit ihnen redte, war der große Heiland, der diese Hülfe brachte und sie und alle verirrte Schaafe vom Hause Israel in seine Arme sammlen wollte! Ihn verkennen sie und wollen ihn mit Fragen über das Ebenbild des Kaisers überlisten und in Unglück bringen. Und er . . vergiebt ihnen denn sie wissen nicht was sie thun; und er weißt sie hin auf Hülfe, die ihnen so nahe war, und öfnet die Arme.

»Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte was Gottes ist.«

Das heißt antworten! Seelig ist der Leib der dich getragen hat, und die Brüste die du gesogen hast.

Und wir haben noch unsere verkehrten Begriffe vom Gelde, vom Menschen und dem Reiche Gottes. Was meinst du, wenn wir das alles mit andern Augen ansehen könnten? Da würden wir erst seine Antwort verstehen, und die Fülle von Gnade und Wahrheit die in ihr ist.

Sieh Andres, so geht er mit den Pharisäern um. Willst du aber sehen, wie sie selbst mit sich umgehen; so lies unter andern die Geschichte von dem Blindgebohrnen, Johannis 9. vom 10. bis 34 V. inclusive. Ich weiß wohl, die Bibel liegt immer nicht weit von dir; sie könnte doch aber grade einmahl in der andern Kammer liegen; und so will herschreiben:

»Da sprachen sie zu ihm: Wie sind deine Au-»gen aufgethan?

»Er antwortete und sprach: Der Mensch, der »Jesus heißt, machte einen Koth, und schmierte »meine Augen, und sprach: Gehe hin zu dem Teiche »Siloha, und wasche dich. Ich ging hin und wusch »mich, und ward sehend.«

»Da sprachen sie zu ihm: Wo ist derselbige? »Er sprach: Ich weiß nicht.«

»Da führeten sie ihn zu den Pharisäern, der »weiland blind war.«

»Es war aber Sabbath, da Jesus den Koth »machte, und seine Augen öffnete.«

»Da fragten sie ihn abermal, auch die Phari-»säer, wie er wäre sehend worden? Er aber sprach »zu ihnen: Koth legte er mir auf die Augen, und »ich wusch mich, und bin nun sehend.«

»Da sprachen etliche der Pharisäer: Der Mensch »ist nicht von Gott, dieweil er den Sabbath nicht »hält. Die andern aber sprachen: Wie kann ein »sündiger Mensch solche Zeichen thun? Und es ward »eine Zwietracht unter ihnen.«

»Sie sprachen wieder zu dem Blinden: Was »sagest du von ihm, daß er hat deine Augen aufge-»than? Er aber sprach: Er ist ein Prophet.«

»Die Jüden gläubten nicht von ihm, daß er »blind gewesen, und sehend worden wäre, bis »daß sie riefen den Eltern deß, der sehend war »worden.«

»Fragten sie, und sprachen: Ist das euer Sohn,

»welchen ihr saget, er sey blind geboren? Wie ist
»er denn nun sehend?«

»Seine Eltern antworteten ihnen, und sprachen:
»wir wissen, daß dieser unser Sohn ist, und daß er
»blind geboren ist.«

»Wie er aber nun sehend ist, wissen wir nicht;
»oder wer ihm seine Augen aufgethan, wissen wir
»auch nicht. Er ist alt genug, fraget ihn; lasset ihn
»selbst für sich reden.»

»Solches sagten seine Eltern, denn sie furchten
»sich vor den Jüden: Denn die Jüden hatten sich
»schon vereiniget, so jemand ihn für Christum be-
»kennete, daß derselbige in den Bann gethan würde.«

»Darum sprachen seine Eltern: Er ist alt ge-
»nug, fraget ihn.«

»Da riefen sie zum andernmal dem Menschen,
»der blind gewesen war, und sprachen zu ihm: Gieb
»Gott die Ehre: Wir wissen, daß dieser Mensch
»ein Sünder ist.«

»Er antwortete und sprach: Ist er ein Sünder
»das weiß ich nicht; Eines weiß ich wohl, daß ich
»blind war und bin nun sehend.«

»Da sprachen sie wieder zu ihm: Was thät er
»dir? Wie thät er deine Augen auf?«

»Er antwortete ihnen: Ich habs euch jetzt ge-
»saget; habt ihrs nicht gehöret? Was wollet ihrs
»abermal hören? Wollet ihr auch seine Jünger wer-
»den?«

»Da fluchten sie ihm, und sprachen. Du bist
»sein Jünger; wir aber sind Mosis Jünger.«

»Wir wissen, daß Gott mit Mose geredet hat;
»diesen aber wissen wir nicht, von wannen er ist.«

»Der Mensch antwortete und sprach zu ihnen:
»Das ist ein wunderlich Ding, daß ihr nicht wisset,
»von wannen er sey; und er hat meine Augen auf-
»gethan.«

»Wir wissen aber, daß Gott die Sünder nicht
»höret; sondern so jemand gottesfürchtig ist, und
»thut seinen Willen, den hört er.«

»Von der Welt an ists nicht erhöret, daß je-
»mand einem gebornen Blinden die Augen aufgethan
»habe.«

»Wäre dieser nicht von Gott, er könnte nichts
»thun.«

»Sie antworteten, und sprachen zu ihm: Du
»bist ganz in Sünden geboren, und lehrest uns? Und
»stießen ihn hinaus.«

Nicht wahr, ärger konnten sie doch sich nicht prostituiren? Und es fehlt nur noch, daß sie eine Commission von Naturkündigern und Aerzten niedergesetzt hätten: das Factum zu untersuchen und darüber ihr Bedenken einzugeben.

Ich setze kein Wort zum Text hinzu; und die Wahrheit zu sagen, es dünkt mir das die beste Methode, wenn man nichts hinzusetzt, denn man verdirbt doch nur daran.

Dein ꝛc.

Dritter Brief.

Du frägst: welche Geschichten mir die herrlichsten dünken?

Alle Andres, alle! . . . . ein jedes Wort das aus seinem Munde gegangen ist, eine jede Bewegung seiner Hand . . . . . seine Schuhriemen sind mir heilig. Und wer kann sich was wollen dünken lassen?

Wenn er sagt: »Friede sey mit Euch«; so haben wir unser ganzes Leben zu thun und werden es wohl im Himmel erst verstehen lernen, was das einzige Wort Friede in seinem Munde heiße.

Andres, du kannst denken, daß alles, was ihm angehet und was er gesagt und gethan hat, viel Sinn und Bedeutung habe; und daß wir zu klein sind, über die Herrlichkeit der Geschichten zu richten.

Indeß machen sie doch, wie sie da stehen, auf unser Herz verschiednen Eindruck; und da, muß ich sagen, freuen mich die am meisten, wo er vom ewigen Leben spricht, und von einem Tröster den er senden will; wo er den Blinden die Augen aufthut; wo er die Seinen liebt bis ans Ende und mit ihnen das Abendmahl hält, und wo er Tod und Teufel meistert.

Denk' einmahl, Andres, wenn der Teufel, der so mächtig ist und der nur Freude daran hat zu quälen und alles um sich her elend zu machen, wenn der freie Hand und Niemand über sich hätte; was

würde aus der Welt und aus uns armen Menschen werden! Muß es einen denn nicht freuen, wenn man sieht, daß er einen Uebermann hat, und daß grade der sein Uebermann ist, der da half und gesund und seelig machte alle die zu ihm kamen, und des Barmherzigkeit kein Ende hat? Und der Tod! Er ist doch schrecklich, Andres, und der Wurm am Zaun krümmt sich vor ihm, denn er nimmt uns alles. Wenn du nun siehst, daß unser Herr Christus zu Nain einen Todten erweckt, den sie zu Grabe trugen, und zu Bethanien einen, der schon vier Tage im Grabe gelegen war 2c.; wenn du ihn nun von Hütten des Friedens sprechen hörest, wo wir unsern Anselmo wieder sehen sollen, und wo die guten und frommen Menschen aller Zeiten und Völker sollen versammelt werden; wenn du ihn nun sagen hörest, daß wer an ihn glaubt nicht sterben soll ob er gleich stürbe; — freut dich das nicht, Andres? und wünschest du nicht von Herzen, an ihn zu glauben? Aber, »der Glaube ist nicht jedermanns Ding«, und er steht nicht so zu Gebot, Andres. Die Apostel selbst, die um ihn waren, und die gesehen und gehört hatten, »sprachen zu dem Herrn: stärke uns den Glauben.« — Ich sehe an dem Cananäischen Weiblein und andern Exempeln: daß man wenig wissen kann und großen Glauben haben; und an den Pharisäern 2c., daß man viel wissen kann und doch nicht glauben. — Christus sagte zu den Pharisäern: »wie könnet ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet«; und Paulus spricht von »Men-

»schen von zerrütteten Sinnen, untüchtig zum Glau»ben«, u. s. w.

Daher sehe ich die Geschichten, wo vom Glauben die Rede ist, fleißig an, und merke auf den Sinn solcher Leute, um daraus zu lernen: nicht was ich noch wissen muß, um glauben zu können, sondern was ich noch vergessen, mir aus dem Sinn schlagen und von mir abthun muß, damit der Glaube recht an mich haften könne.

Dein 2c.

Vierter Brief.

Freilich giebt es Leute, Andres, die den Teufel leugnen, die, wie Doctor Luther sagt, »keine »Sünde, kein Fleisch, keinen Teufel, keine Welt, »keinen Tod, keine Fahr, keine Hölle haben, das ist, »der keines glauben, ob sie wohl bis über die Oh»ren darin stecken.«

Die ganze Natur und Religion supponiren einen Teufel; Christus wird vom Teufel versucht; treibt Teufel aus, und seine Apostel sagen, daß er gekommen sey, die Werke des Teufels zu zerstören. — Und nun tritt einer auf und meint es sey kein Teufel! — Das bedarf doch wohl keiner Antwort.

Weiter sagst du von den Wundergaben und dem heiligen Geist, und daß die aufgehört hätten, weil sie, nachdem das Christenthum gegründet sey, nicht mehr nöthig wären!

Das von den Wundergaben versteh' ich nicht, und du mußt dich an die Theologen wenden. Aber in die Gründung des Christenthums und die Unnöthigkeit des heiligen Geistes kann ich mich nicht finden. Mich dünkt: der heilige Geist ist immer nöthig, und wenn der fehlt, fehlt Alles. In Summa, ich gläube einfältig mit der Christlichen Kirche, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann; daß der heilige Geist zur Besserung jedes einzelnen Menschen unentbehrlich sey; und daß es ohne ihn keine Besserung, kein Leben und keine Seligkeit gebe.

Ohne ihn, Andres, sind wir ja wieder uns selbst gelassen. Und von da giengen wir aus, daß wir uns selbst gelassen nichts können, wir mögen seyn Juden oder Heiden, oder wer wir wollen; denn in Christo gilt nicht »Beschneidung noch Vorhaut«, nicht Bischofsmütze noch Doctorhut, nicht Zwingel noch Luther, sondern eine »neue Creatur« wie St. Paulus saget.

Die Wiedergeburt ist, wie Johannis am 3ten zu sehen ist, ein Geheimniß, und die Meister in Israel kannten sie nicht alle, auch nicht einmal von Hörensagen.

Dein ꝛc.

Fünfter Brief.

Sein Reich ist nicht von dieser Welt! — Darum haßten ihn die Juden und verfolgten und tödteten ihn ....

Laß uns nicht verdammen, Andres!

Es ist himmelschreiend, was sie gethan haben, und davon ist nicht die Rede.

Aber unser Herr Christus giebt keinem das Recht, den ersten Stein aufzuheben, als der rein ist. Und wer ist rein?

Wir sollen nicht lieb haben die Welt und was in der Welt ist; wir sollen unser eigen Leben hassen und verliehren, und es soll geistlich bey uns gerichtet seyn. —

Nicht verdammen, Andres!

Es ist sehr recht und wahr von dir geschrieben, Andres, daß man ihn so innig lieben, und so mit ganzem Herzen an ihm hangen kann, weil er so durchaus und über alles gut ist; auch ist das sehr recht und wahr, daß einen die Menschen-Gestalt an ihm so wunderbar freuet. Aber, daß du so gerne im gelobten Lande seyn möchtest! —

Es dünkt einen freilich so, Andres, als wäre von den Wegen, die er gewandelt, von den Bergen, darauf er mit seinen Jüngern gesessen ist, noch der Seegen nicht wieder genommen; als werde man auf dem Oelberge noch Spuhren seines Nachtlagers, auf dem Tabor noch Strahlen seiner Verklärung finden;

als stehe, wo er die Stadt ansahe und über sie weinte, wo er niederknieete und betete, wo er das heilige Abendmahl einsetzte, wo er gekreutziget und gestorben ist, noch immer ein Creis Engel, und gelüste in das Geheimniß hineinzuschauen und bewache den Ort, kurz, als sey er uns im gelobten Lande näher. Wir wissen aber, daß er Einmal auf Erden erschienen ist sichtbar, damit alle Menschen wüßten, daß er sey und wes sie sich zu ihm zu versehen haben; und daß er unsichtbar allenthalben ist. Und wo er ist, Andres, ist das gelobte Land.

Wie gesagt, solche Empfindungen, so lieblich und lobenswerth sie sind, können zu weit führen, und sie sind nicht die Sache.

Uns und unserm verderbten Willen aufrichtig entsagen, und seinen Willen thun, das ist die Sache; und es ist in keinem andern Heil.

Gott sey mit dir, mein lieber Andres, und besuche mich bald.

ASMUS omnia sua SECUM portans,

oder

Sämmtliche Werke

des

Wandsbecker Bothen,

Fünfter Theil.

Wandsbeck, 1789.

Beym Verfasser.

Subscriptions-Anzeige.

Einige Leser, die ein gutes Gedächtniß haben, erinnern sich vielleicht noch des Wandsbecker Bothen. Ich habe von seinen Sämmtlichen Werken anno 1783. den vierten Theil herausgegeben, und bin willens, wieder einen herauszugeben. Freylich, wenn man den öffentlichen Gerüchten trauen darf, sind der Nacht und Nebel, darin unser einer sich sonst mit durchgeschlichen hat, seitdem hinweg und vertrieben, und es ist heller lichter Tag, so daß die Eule leicht unter die Krähen fallen könnte, und 'n Laie sich eigentlich wohl hüten sollte, das fünfte Rad am Wagen zu machen. Aber, bey der Schriftstellerey hüte sich einer für das Erstemahl. Wer Einmahl geschrieben hat, kann hernach schwerlich schweigen; das »Küchlein im Ey« rührt sich immer, pickt, und will heraus. Und was die Lichthelle anlangt, da hört man ja von der lauter rühmliches, so daß man sich unmöglich vor ihr fürchten kann. Ich zwar glaube, daß hell und gut zweyerley sind, daß die Wurzel vor der Frucht seyn müsse, und daß es besser sey, im Dunkeln Gutes thun, als bey Tage Böses. Wenn sie das aber anders wissen, und eins, wie sie sagen, aus dem andern folgt; desto besser, und was denn für Sorge?

Ich will also, wie gesagt, den fünften Theil herausgeben. Kupfer verspreche ich diesmahl nicht, ob sie gleich in meinen Büchlein eine Hauptsache sind; übrigens wird, an Papier und andern Inhalt, dieser Theil circa seyn wie die vorigen. Zu Johannis, oder vielleicht noch vorher, soll er fertig werden, und ½ Thlr. hiesiges Geld, oder 14 gr., Louisd'or à 5 Thlr., kosten. Will Jemand so gut seyn und

Subscription oder Pränumeration annehmen, und Anfang März, wie sonsten, an den »Homme de lettres Matthias Claudius à Wandsbeck« einschicken; so ist er sehr gebeten. Gradezu und unbesehends mag ich Niemand darum angehen; und so kann ich nicht sagen, wer hie oder da annehmen wird. In Japan nimmt der Hofmarschall Albiboghoi an.

Wandsbeck, den 15ten Dec. 1789.

Asmus.

(Siehe die Hamburger Zeitungen vom 18ten und 19ten December 1789.)

Vorrede.

Das »Große Hallelujah« pag. 22. habe ich für die Musik gemacht; und von der allein kann es seinen Werth erhalten, wenn es an den rechten Mann kommt.

Die »Apologie des Socrates« ist aus dem Griechischen übersetzt. Da man itzo nicht überall solche Reden führen hört, als Socrates hier führt; so habe ich es für nöthig und nützlich gehalten, auch sie meines Orts in Andenken zu bringen. Zugleich soll diese Uebersetzung ein Opfer seyn, das ich demüthig den Manibus dieses Menschen bringe. Für die, welche es nicht wissen, muß ich noch aus meinem Lexicon eine Sitte beym Gericht zu Athen anführen. »Wenn ein auf den Tod Angeklagter von dem Gericht, das aus fünf bis sechs hundert Persohnen bestand, des Todes schuldig erkannt war; so konnte er sich selbst eine Strafe zuerkennen, Gefangenschaft, Verbannung, oder eine Geldstrafe.« »Und denn

deliberirte das Gericht wieder, ob diese Strafe angenommen werden, oder es bey der Todesstrafe bleiben solle.« Auf das erste bezieht sich der zweyte Absatz der Apologie, und auf das andere der dritte. Ich hatte den Socrates allgemein und von so vielen rühmen und preisen hören. Aber es kommt mir doch nicht vor, als wenn er ihrer Meinung wäre; wohl aber, daß die Apologie überhaupt nicht am unrechten Ort stehe.

Pag. 108. ist das Lied, mit dem die Wandsbecker ihren Cronprinzen im Jahr 1787. hier bewillkommen und ehren wollten; und sie haben mich gebeten, es als ein Denkmahl der Liebe und Treue, nur unter meinem Nahmen, mit einzurücken.

Die »Zwey Recensionen in Sachen rc.« sind schon einmahl öffentlich gedruckt und gedrückt worden. Ich habe sie hier wieder drukken, und bin auch erbötig sie wieder drücken zu lassen.

Die »Weyhnacht-Cantilene« hat der Hr. C. M. Reichardt 1784. in Musik gesetzt, und einen Clavier-Auszug davon herausgegeben.

Der Brief pag. 148. ist an Andres.

Und damit wäre denn mein Vter Theil fertig. Und wenn er den Herren Subscribenten und andern Lesern so gut wäre, als ich wollte, daß er ihnen seyn möchte, so wäre mir's lieb. Lob verlange ich nicht, und verdiene auch nicht. Denn das beste darinn gehört andern Leuten.

Die Mutter am Grabe.

Wenn man ihn auf immer hier begrübe,
  Und es wäre nun um ihn geschehn;
Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,
  Und ich sollte ihn nicht wieder sehn,
  Müßte ohne Hoffnung von dem Grabe gehn — —

Unser Vater, O du Gott der Liebe!
  Laß ihn wieder auferstehn.

Der Vater.

Er ist nicht auf immer hier begraben,
  Es ist nicht um ihn geschehn!
Armes Heimchen, du darfst Hofnung haben,
  Wirst gewiß ihn wieder sehn,
Und kannst frölich von dem Grabe gehn.

  Denn die Gabe aller Gaben
  Stirbt nicht, und muß auferstehn.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele.

I.

Wenn die Seele des Menschen unsterblich ist, Sire; so muß es davon Beweise geben, die keinen Zweifel übrig lassen. Ich kann nur vor der Thür der Wahrheit fegen.

Die Natur hier bey uns auf Erden ist in beständiger Bewegung, und ihre Gebehrde ist heute nicht wie gestern und ehegestern. Alles wandelt und wogt. Doch die verschiedenen Species in allen 3 Reichen bleiben unbeweglich, und stehen wie Fixsterne in diesem wogenden Meer. Ulysses und Tobias Hündlein wedelten schon mit dem Schwanze; der Kürbis rankte schon vor Ninive, und das Gold ist und bleibt 19mahl schwerer als das Wasser. Weil die Natur, wie man spricht, keinen Sprung thut, so muß sie freilich durch allerhand Verwandlungen zum Ziel gehen, und läßt, auf dem Wege dahin, verschiedene Gestalten sehen; aber wenn die Species, die sie im Sinne hat, vollendet ist, so geht sie nicht weiter. Sich selbst gelassen, geht sie nicht darüber hinaus, und bleibt, wenn sie nicht gestört wird, nicht disseits stehen. Ist die Species vollendet, so macht sie Feyerabend, und sorgt nur für ihre Unterhaltung; und wenn sie die Individua derselben nicht

erhalten kann, so substituirt sie, auf die wundervolle Art und Weise, immer andre Individua, um so der Species eine Art von Ewigkeit zu verschaffen.

Es giebt zwar berühmte Gelehrte, die anders meinen und der Natur einen andern Plan ausgedacht haben. Ihnen sind die Species nur Ruhepunkte und Stuffen, wo die Natur sich, so zu sagen, besinnt und ausruht, um von da weiter, und immer vom Geringern zum Bessern und Vollkommnern vorwärts zu gehen; so daß z. E. aus einer Auster ein Crocodill, aus einer Mücke ein Colibry rc., und aus den vollkommensten Thieren endlich gar Menschen und Engel werden könnten.

Diese Meinung ist artig genug erfunden; nur das erste und hauptsächlichste dagegen ist, daß sie nicht wahr ist. Aus den Hühner-Eyern kommen nimmer Fasahnen, sondern immer wieder Hühner hervor. Das ist die Beobachtung neuer und alter Zeiten, und die Chineser *) beweisen grade aus dieser Einrichtung das Daseyn eines unendlichen Verstandes. Auch Noah muß die alte Meinung gehabt haben; er hätte sonst viel Mühe und Raum spahren können.

Die Natur schreitet so wenig von einer Species

---

*) Docent, ex admirabili nexu illo rerum et propagatione, qua fit ut tam *constanter* simile producat sibi simile, evidenter probari posse, dari quodpiam Ta Teu nao i. e. Magni Capitis cerebrum quod omnia illa tam æquabili cum vicissitudine conservet ac regat et ad finem cuique consentaneum perducat.

zu einer andern fort, daß sie auch, wie gesagt, dieselbe Species nicht ändert und vollkommner macht. Die aufeinander folgenden Individua derselben sind und bleiben sich gleich, an Gestalt, Proportion, Talent, und allen Eigenschaften und Neigungen, Sitten und Weisen. Die Herbstspinne spann schon bey den Römern ihr Gewebe in der wundersahmen mathematischen Form mit Peripherien Radien und Centro, und Aelianus bemerkt schon, daß sie bey diesem Kunstwerk den Euclides nicht nöthig habe; er erzählt weiter von ihr, sie sitze in dem Centro ihres Gewebes und laure dem Raub auf, grade wie wir sie nach tausend und mehr Jahren noch sitzen sehen. Die wunderliche Sitte des Kukucks ist bekannt, er legt nämlich sein Ey in das Nest eines andern Vogels und fliegt denn davon, und läßt den andern Vogel sein Ey ausbrüten und den jungen Kukuck groß füttern; dies ist aber nicht etwa eine Erfindung der spähtern Jahrhunderte unter den Kukucks, sondern sie haben es schon immer so gemacht, wie eben der Aelianus erzählt. Die Krähen hassen schon die Eule im Plinius, und kreischen schon das Regenwetter her im Virgil; die Schwalben kommen schon im Homer zu den Menschen ins Haus; die Ameise ist schon fleißig im Sirach, und der Pfau trägt noch die funkelnde Edelgesteine *), damit ihn die Juno zu des uralten Inachus Zeiten ausstaffirte. So ist es immer gewesen und so wird es bleiben,

*) Gemmis caudam stellantibus implet.

und sicherlich war, in der langen Reihe von Elephanten, die von Anfang bis zum Ende durch die Natur hinter einander hergehen, der, der mit dem Rücken am Chaos steht, wie der, der seinen Rüssel in die Trümmer des jüngsten Tages ausstrecken wird.

Sonach wären die Species vielmehr als Modele anzusehen, die der Natur im Anfang von höherer Hand aufgegeben sind, sie unverändert durchzuführen. Sie läßt es auch an ihr nicht fehlen, und executirt diese Modele immerhin mit dem größten Fleiß und der größten Genauigkeit. Ja, sie ist auf die unverletzte Erhaltung derselben so eifersüchtig, daß sie den Versuchen, sie zu ändern und zu wirren, ihren Seegen versagt; denn es ist bekannt, daß die Maulesel, und überhaupt alle Bastarte, nicht weiter generiren können.

Wenn die Resultate von den verschiedenen Bewegungen der gebährenden Natur immer einerlei und dieselben sind; so sind es natürlich die Bewegungen selbst auch. Und, mit Einem Wort, in der ganzen Natur, so herrlich und so bewundernswürdig ihre Operationen sind, ist alles unbeweglich und nied- und nagelfest. Alles in ihr ist einem Gesetz der Nothwendigkeit unterworfen, davon sie nicht abgeht und ohne eine fremde Hand nicht abgehen kann.

Der Mensch allein macht eine Ausnahme. Der ist beweglich! Und das gestehen ihm auch die zu, die eben nicht geneigt sind, ihn unsterblich seyn zu lassen. Es fällt Niemand ein, von der Aufklärung der Wallfische rc. zu sprechen; aber sie sprechen alle

von »Erziehung des Menschengeschlechts« von seiner moralischen Bildung und Veredlung, von finstern und erleuchteten Jahrhunderten u. s. w. Und ob sie wohl über diese Beweglichkeit und Bewegung, über diese Veredlung und Erleuchtung, nicht alle recht und einerley berichtet zu seyn scheinen; so ist doch über die Sache selbst nur Eine Stimme. Nur ein Theil vom Menschen gehört mit zu der Natur, und in so weit folgt er ihren Gesetzen. Es muß denn also in ihm zugleich noch etwas anders seyn, als in der ganzen Natur.

Schon auswendig übt der Mensch eine Art von Herrschaft über die Natur aus, und er scheint auch vor allen sichtbaren Geschöpfen dazu berufen zu seyn. Er läßt nichts unversucht, so klein er ist, und ihm ist nichts unmöglich. Er umschiffet die ganze Welt, mißt Himmel und Erde, bändigt alle Thiere und Pflanzen, Feld und Wald, Berg und Thal, Bach und Strom, und die Wogen des Meers. Er macht in verschiedenen Operationen, z. E. den Einimpfungen und andern, die Natur mehr thun, als sie allein kann und allein je gethan hätte, und disponirt also über ihr Gesetz. Es ist denn nicht allein etwas anders im Menschen als sonst in der ganzen Natur, sondern dies anders ist auch mehr als die Natur, und über dieselbe.

Wenn wir nun sichtbarlich keine Erfahrung von Tod und Sterben haben, als in und an der Natur; so ist wenigstens seine Sterblichkeit durch nichts erwiesen. Und wir, die wir ihn unsterblich glauben,

haben den Beweiß seiner Unsterblichkeit nicht zu führen, sondern die andre Parthey muß beweisen, daß er sterblich sey.

II.

Das wäre aber im Grunde wenig, und nur im Ceremoniel gewonnen; und wem daran noch gelegen ist, der hat Zeit, bis es ihm näher kommt, und er den Kopf, der Sache wegen, krank und bekümmert stützen lernt.

Indeß so ganz allein liegt, was bisher gewonnen ist, nicht im Ceremoniel.

Der Tod wird zwar als ein Knochen-Mann gemahlt, aber er ist eigentlich kein Mann; sondern was wir Tod und Sterben in der Natur nennen, ist ein Effect, eine Erscheinung, die an dem Dinge, das stirbt, durch andre Naturkräfte hervorgebracht wird. So weit also der Mensch der Natur angehört, kann er freilich durch die Kräfte der Natur sterben, und sie läßt sich auch nicht ihr Recht nehmen. Aber das etwas anders im Menschen, wie sollte das durch die Kräfte der Natur sterben können? Es ist ja über die Natur, und etwas anders.

Wir erfahren auch, auf mancherley Weise, daß sie darauf keine unmittelbare Würkung habe. Finsterniß und Licht, Kälte und Wärme, Stille und

Sturm, Regen und Sonnenschein und andre ihrer Kräfte, würken zwar mächtiglich auf unsere Sinne und Empfindung, aber auf das andre etwas nicht unmittelbar. Wir können, ceteris paribus, im Dunkeln so gut denken als bey Licht, und einige Leute machen die Augen zu, wenn sie nachdenken wollen; im Regen so gut als bey Sonnenschein; wir können im Winter so gerecht seyn als im Sommer, im Sturm das Gute so lieb haben als bey stillem Wetter. Wenn also die Natur keine Würkung auf uns hat — denn das andre etwas sind eigentlich wir, und das übrige von uns ist nur unser Gehäuse — wenn sie also keine unmittelbare Würkung auf uns hat; so haben wir voni hr nichts zu fürchten.

Doch der Mensch ist noch auf eine andre und nähere Art, in und durch seinen Körper, mit der Natur verbunden, und dadurch ihren übrigen Kräften mittelbar ausgesetzt. Und hier liegt der Sphinx! — und hier ist eigentlich die arena für die Kämpfer um seine Unsterblichkeit.

III.

Wir können zwar mit unsern Gedanken vom Nord- bis an den Südpol und bis an das äußerste Meer fliegen, aber das fühlen wir doch, daß die Quelle unsrer Gedanken in unserm Kopf ist; wir können

zwar unsre Liebe bis an der Welt Ende und bis über die Sterne hinausströmen, aber das fühlen wir doch, daß die Quelle unsrer Liebe in unserm Herzen ist. Also in unserm Körper sind wir mehr und anders, als an irgend einem andern Ort. Wir müßten denn in uns hineinblicken, um der Heimlichkeiten etwas gewahr zu werden.

Wie es aber überhaupt beym Sehen sonderlich aufs Auge und den Seher ankömmt, und ein jedweder nicht nur seinen eignen Regenbogen, sondern auch seine eigne Sonne und seinen eignen Mond sieht; so geht es auch hier, und geübte Seher sprechen von ganz andern Dingen, als die wir ungeübte sehen können. Zwar kann auch wohl in einzelnen Fällen ein andres zu sehen seyn; das aber sind einzelne Fälle, und ist für sich.

Was gewöhnlich zu sehen ist, und was auch ein jedweder sehen kann, ist: daß wir in unserm Inwendigen aus zwey Kräften bestehen, die Uneins sind, und sich einander bestreiten — die eine hoher Natur, die von Unsterblichkeit und dem unendlichen, von einer höchsten Vollkommenheit, Weißheit, Güte, Gerechtigkeit, Ideen und Ahndungen hat, und Lust hat, nach dieser Regel einherzugehen, die aufwärts strebt, Wahrheit sucht, und alles ergründen will — aber unter dem Einfluß einer andern, die sie überall hindert und ihr überall im Wege ist, die ihr Licht und Lust dunkelt und färbt, die ungestüm und unbändig ist, sich nicht sagen läßt, und auf dem Bauche kriechen und Staub essen will.

Der Funke wird von der Asche gedrückt! — Der Mond ist im Schatten der Erde! — — — — — — — — — — — — — —

Und sie stehen und schreien und klappen in den Kessel ihrer Philosophie und Moral, um ihm aus der Noth zu helfen; indeß er, nach ganz andern Gesetzen, bleibt oder herausgeht.

IV.

Sire, wenn es nie keine tugendhafte Menschen gegeben hätte, ich wäre erlägen und hätte verzweifelt, bey der Uebergewalt des Erdschattens in unsern Herzen. Aber diese grossen Menschen haben mich gelehrt, daß die menschliche Seele unsterblich sey, und unüberwindlich, wenn sie es seyn will, und nur den Muth hat, sich ihrer edlen Haut zu wehren.

Und diese ihre Unsterblichkeit kommt uns nun überall entgegen, und an allen Ecken, wo wir nur den Zipfel aufheben und sie berühren.

Sie hat einen innerlichen Trieb, ein angebohrnes Verlangen, unsterblich zu seyn. Dies Verlangen äussert sich freilich selten auf eine reine Art, und die Unsterblichkeit, nach der wir Menschen streben, ist die meiste Zeit sehr sterblich. Das aber ist nur ein Irrthum in der Anwendung, und das Verlangen ist nichts desto weniger da.

Allemahl, wo wir einen angebohrnen Trieb finden, der nach einer Sache treibt, finden wir auch eine conveniente Disposition und Uebereinstimmung zwischen beyden, so daß der Trieb befriedigt werden, oder eine Vereinigung geschehen kann. Wie könnte die Natur auch so irren, und Triebe zu unmöglichen und widersprechenden Dingen geben? Aber die Vereinigung kann nicht allein geschehen, sondern sie soll nach der Natur der Sachen auch geschehen, und würde geschehen, wenn ihr kein Hinderniß im Wege wäre; und der Trieb ist im Grunde nichts anders, als die Empfindung dieses Verhältnisses, bey den Dingen die Empfindung haben, und das Verhältniß selbst, bey denen die sie nicht haben.

Im Mittelpunct der Erde z. E., haben die Körper keine Schwere; wenn ich aber eine Kugel an einem Faden aufhänge, auf die Hand oder auf sonst etwas lege, so drückt sie in grader Linie gegen den Mittelpunkt der Erde, denn sie wird gehindert dahinzukommen. Ein Gewächs, eine Pflanze, die in freier Luft steht, wächst und steht aufrecht; stelle ich sie aber ins Zimmer, daß also die Einflüsse der Luft und Sonne gehindert werden, sie, wie es seyn sollte, von oben frey zu treffen, so beugt sie sich gegen das Fenster. Wenn ein Fisch im Wasser ist, so hat er kein Verlangen nach dem Wasser, sondern läßt sichs wohl darinn seyn; wirft man ihn aber aufs Land, so fühlt er daß er nicht ist, wo er seiner Natur nach seyn sollte, und springt und zappelt.

Wenn also wir Menschen ein angebohrnes Ver-

langen nach Unsterblichkeit haben; so ist es klar, daß wir, in unsrer itzigen Lage, nicht sind wo wir seyn sollten. Wir zappeln auf dem Trocknen, und es muß irgendwo ein Ocean für uns seyn.

V.

Und dies setzt denn die Idee: von Unsterblichkeit und einem unendlichen Wesen &c., die in uns ist, vollends außer Zweifel. Der Mensch hat offenbar diese Idee, denn alle Völker sprechen von einem Gott! Und woher hat er sie? — Die ganze Natur mit allem was in ihr ist kann sie ihm nicht geben.

Man sagt zwar, der Mensch habe sich aus den tausend endlichen Halmen eine unendliche Garbe zusammen gebunden, er steige auf den Begriffen endlicher Dinge, wie auf einer Leiter, zu dem Begrif des Unendlichen hinauf &c. Aber erstlich ist das gewiß, daß sich aus endlichen Halmen kein unendliches Ganze machen läßt, und was die Leiter anlangt, die, wie sie hier steht, ziemlich kurz und unsicher ist, so muß einer vorher schon wissen, wo er hin steigen will, ehe er die Leiter ansetzt. Man zerstükkele einmal den Aequator in 1000000 Theile, und gebe sie jemand hin, der nie von einem Cirkel gesehen oder gehört hat, ob er wohl eine Peripherie

daraus zusammenbringen sollte. Und das Gleichniß hinkt gewaltig.

Alle Bilder, die in die Sinne fallen und so in den Menschen kommen, können ihm jene Idee nicht geben; denn was einer nicht hat, kann er auch nicht geben.

Aber, am Ende finden doch die Menschen Gott aus der Natur; die Philosophen beweisen ihn daraus, und andre Leute sehen die Sonne und Himmel und Sterne an, und denken: das muß ein großer Herr seyn der sie gemacht hat. Es muß also die Idee des Unendlichen durch das Endliche doch veranlaßt werden können.

Allerdings, Sire, allerdings kann der endliche sichtbare Vorhang die Menschen an einen unsichtbaren unendlichen, der hinter ihm steht, erinnern, und gewißlich ist er dazu niedergelassen, und gebe Gott, daß er für keinen Menschen umsonst niedergelassen sey. Aber darum bleibt es ewig wahr, daß die endlichen Dinge die Idee nicht geben können.

Wenn das Bild eines Baums, eines Jägers, und andre Bilder der äussern Natur ins Wasser fallen, so veranlassen sie darin kein Bewußtseyn; wenn aber dieselben Bilder in das Auge einer Ente die auf dem Wasser sitzt oder andern Thiers fallen, so veranlassen sie ein Bewußtseyn dieser Bilder. Warum? — Das Thier hatte schon die Fähigkeit, und sie wird durch die Bilder nur bewegt und modificirt. Die äußere Natur veranlaßt bey den Thieren die Idee des Unsterblichen des Unendlichen nicht ꝛc., aber beym Menschen thut sie es. Also —

Es hat neulich ein sehr scharfsinniger Philosoph *) gezeigt, wie nur das Bedingte eigentlich demonstrirt werden könne, und wie: das Unbedingte demonstriren wollen, grade so viel sey, als die Perle erst ins Wasser hineinwerfen, um sie dann wieder herauszufischen; und er sagt sehr recht, »daß das »Unbedingte auf keine andre Weise von uns ange»nommen werden könnte, als es uns gegeben ist, »nämlich als Thatsache — es ist.«

Ich frage nun, wie ist es uns als Thatsache gegeben? — Entweder das Unbedingte muß es unsrer Seele selbst geben, oder sie muß die Idee in sich haben. In beyden Fällen steht es um ihre Unsterblichkeit sehr wohl. Ich will aus Bescheidenheit nur den letzten Fall annehmen.

Die Idee von Unsterblichkeit und dem Unendlichen rc., ist also inwendig im Menschen, und die sinnliche Welt, die sie ihm nicht geben konnte, kann sie ihm auch nicht nehmen; und da diese Idee in ihm von den Eindrücken der sinnlichen Welt nicht abhängt, so würde sie in ihm seyn, wenn keine sinnliche Welt wäre, so wie sie in ihm seyn könnte, ehe eine sinnliche Welt ward, und wenn keine mehr seyn wird, u. s. w.

Fangen Ew. Majestät nicht an, Land zu sehen, oder vielmehr das Land aus dem Gesicht zu verliehren, und der offenen See gewahr zu werden?

---

*) Ueber die Lehre des Spinoza. Neue Auflage. IV. Beylage.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit den andern Ideen: von einer höchsten Vollkommenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte. Alle diese Ideen, die im Grunde in Eins zusammenfließen, können dem Menschen durch die Eindrücke der sinnlichen Natur nicht gegeben worden seyn, und doch sind sie in ihm, und schlummern mehr oder weniger.

Wenn ein Weitzenkorn, das zu Wurzel, Fasern, Halm, Blatt, Aehre ꝛc. den Keim in seinem Wesen hat, wenn das Bewußtseyn hätte, würde es denn nicht von Wurzel, Fasern, Halm, Blatt, Aehre ꝛc. träumen, und sich aller dieser Dinge bewußt seyn, nämlich des, das in ihm ist und aus ihm werden kann?

Wenn also der Mensch Ideen und Ahndungen hat von Unsterblichkeit, Unendlichkeit, höchster Weisheit, Gerechtigkeit, Güte; muß denn nicht der Keim zu dem allen in seinem Wesen seyn? —

VI.

Ein Wesen das den Keim der Unsterblichkeit in sich hat, kann nicht sterben. Ob wir nun gleich diesen Keim nicht sehen, so können wir doch, da wir seine Wahrzeichen so offenbar im Menschen finden, an seinem Daseyn nicht zweifeln. Auch er ist nicht unwahrscheinlicher als der im Weitzenkorn, und liegt

nicht mehr im Dunkeln. Aber bey dem Weitzenkorn haben wir die Erfahrung und das Factum. Wenn damit gebührlich procedirt wird, so wird Wurzel, Halm, Aehre, und alles was in ihm ist, würklich sichtbar, und kommt zum Vorschein. Wenn wir auch solche Erfahrungen in ihrer Art hätten!

Ew. Majestät werden einsehen, wovon hier die Rede ist, und daß das nicht mehr vor der Thür seyn würde. —

Doch giebt es auch vor der Thür noch Erfahrungen, die, ihres Orts, die Möglichkeit der Sache und ihre ersten Anfänge zeigen, und die drinnen Alles vermuthen lassen.

Erstlich haben wir die Erfahrung, daß dieser Keim durch die ärgste Mißhandlung im Menschen nicht kann vernichtet werden. Es ist freilich wahr, er kann in ihm, durch die entgegengesetzte Kraft, nicht allein geschändet, entstellt und verungestaltet, sondern auch in seiner Thätigkeit so ganz und gar gehemmet und unter die Füsse getreten werden, daß auch keine Spuhr von seiner Herrlichkeit übrig bleibt, und man sagt mit Recht von einem Menschen, der sich seiner Sinnlichkeit und allen ihren Lüsten und Bewegungen ohne Scheu und Schaam hingibt, daß er sey wie ein Vieh, und ohne Gott. Aber vernichtet ist der Keim darum in ihm nicht. Denn die allerverworfensten Menschen sind oft wieder zur Besinnung gekommen, und Nebucadnezar »der sieben »Zeiten Graß aß wie Ochsen, dessen Leib unter dem »Thau des Himmels gelegen und naß geworden war,

»bis sein Haar wuchs so groß als Adlersfedern, und »seine Nägel wie Vogelsklauen wurden, hob seine »Augen wieder auf gen Himmel und kam zur »Vernunft, und lobte den Höchsten.«

Und auf der andern Seite haben wir die Erfahrung, daß durch eine beßre Behandlung dieser edle Keim mehr zum Vorschein kommt, und seine Wahrzeichen sichtbarer werden. Und diese merkwürdige Erfahrung haben wir an den Tugendhaften, deren es freilich nicht viele, aber doch zu verschiedenen Zeiten hie und da einzelne gegeben hat.

Diese Menschen fühlten auch, wenn sie ihre Augen gen Himmel heben wollten, daß der edle in ihnen beherrscht werde, und der unedle herrsche; und hätten die Sache gerne nicht abgesprochen, sondern abgeändert. Da es nun nicht in ihrer Gewalt war, gradezu den edlen auf den Thron zu setzen, so thaten sie »was in unsrer Gewalt ist,« und kämpften ritterlich, den unedlen herunter zu bringen. Sie verschmähten eine vergängliche Glückseligkeit, wandten ihr den Rücken und wollten sie nicht, und giengen so mit verbissenen Lippen und unverrücktem Ernst dem unvergänglichem Gut nach, ohne sich umzusehen, und ohne sich durch den Spott und die Weißheit der Spielleute irre machen zu lassen — und der Erfolg war frappant.

Confucius z. E., der unter diesen grossen und ernsthaften Bemühungen grau geworden ist, und das Resultat davon, von zehn zu zehn Jahren, natürlich und umständlich erzählet, sagt im vierten Jahrzehn,

daß schon in diesem Periodus seine Geisteskraft behende und sehr durchdringend, *) und sein Herz sehr verändert und voll guter Gesinnungen gewesen sey, und fährt dann fort: »Endlich »als ich 70 Jahr alt war, hatten die langfortgesetzte »Betrachtung und Selbstüberwindung das in »mir ausgerichtet, daß ich gradehin that, was mein »Herz begehrte, und doch that ich nie nichts wider »die Regel des Guten und des Gerechten, welcher »meine sinnliche Begierde itzo ohne Widerstreben und »Unmuht gehorchte.« **)

Man stelle nun einen solchen Menschen und einen gewöhnlichen neben einander, und sehe den Unterschied. Den einen treiben und reissen seine Lüste und Begierden hin, wo er nicht hin will, und zu thun was nicht taugt; er hat nimmer Ruhe und keinen Frieden, und ist wie die Woge des Meeres, die in jedem Augenblicke eine andre Gestalt hat, und in allen Gestalten Wasser ist — und der andre ist immer was er seyn will, immer derselbe freud- und

*) — — expedita ac peracuta vis intelligendi.

**) Ad extremum septuagenarius longæ *meditationis, victoriæque mei ipsius* beneficio sequebar quod cor meum appetebat; nec tamen excedebam regulam seu terminos transiliebam honestatis rectæque rationis, cui jam sine luctâ molestiâve appetitus meus optemperabat. *Confucius Sinarum Philosophus* etc. studio et opera P. Intorcetta, C. Herdrich, F. Rougemont, P. Couplet, P. P. S. J. jussu Ludovici Magni etc. e bibliotheca regia in lucem prodiit. Parisiis etc. MDCLXXXVII.

frieden-volle, und sein Herz ist einem Tempel zu vergleichen, darinn eine unsichtbare Gottheit wohnt, und wo die heilige Stille durch keinen Laut unterbrochen wird, als der für die Wahrheit schallt und zum Lobe der Götter.

Es ist gleich auf den ersten Anblick, um und in solchen tugendhaften Menschen etwas grosses und ewiges, sie fühlen sich unsterblich an. Aber sie sind es auch.

Wenn die Zeit nichts ist, als die Folge und der Wechsel verschiedener Dinge so sind sie schon darum weniger Zeitlich. Doch es muß etwas würklich, und in sich ewiges und unsterbliches in ihnen seyn; denn die Kraft, die in andern Menschen so allgewaltig und unwiderstehlich herrscht, und so viel Unglück und Böses anrichtet, ist in ihnen gebändigt, und liegt zu ihren Füssen. Und was anders, als das ewige und unsterbliche kann das Zeitliche bändigen und bezwingen?

Wie, sollte auch ein solcher sterben, und wodurch? — Diese Welt und Erde hat keine Gewalt mehr über ihn, ist für ihn als wäre sie nicht, und sie sollte ihn noch vernichten können? Er hat sie vernichtet! Und steht auf ihren Nacken als Sieger! und blickt frey nach dem Himmel empor.

Und dieser Himmel ist ihm nicht so weit weg und ferne, als andern Menschen.

Eine sinnliche Bewegung durch die andre überwinden, heißt nur: ein Laster gegen ein anderes verwechseln. Es muß denn bey dem Tugendhaften anders gestaltet seyn. Zwar sein Herz ist tief, und es kostet viel, ihm auf den Grund zu kommen.

Das aber läßt sich bey einigem Nachsinnen absehen, daß seine Bewegungsgründe nicht in dieser Welt zu Hause seyn können, daß er nach Gesetzen handelt, die aus einer andern Ordnung, und unveränderlich sind. Diese Gesetze sind nothwendig für uns andre Menschen auch da. Aber wir hören und sehen sie nicht, oder sehen sie höchstens, als sähen wir sie nicht; der Tugendhafte aber höret ihre Stimme, und hält sich an den er nicht siehet, als sähe er ihn. Er ist also in Verbindung mit der unsichtbaren Welt. Der Himmel neiget sich zu dem edlen Sieger! herab, und die Bahn zum unendlichen fängt für ihn an zu brechen. —

Und so geriren sich auch dergleichen Menschen. So lebte Socrates. Die unsichtbare Stimme, die er hörte, war ihm in Mark und Bein. Darnach handelte er, und nicht Freund noch Feind, nicht Gefängniß noch Prytaneum, kein Rath von »dreißig »Tyrannen«, und kein Senat von hunderten, nicht ganz Griechenland, noch die ganze Welt konnten dagegen etwas.

Und so starb er. Sein Giftbecher, als er hereingebracht ward, setzte alles in Thränen, was um ihn war; selbst der Henker weinte; Phädon verhüllte sich in seinen Mantel; und Apollodor heulte laut aus. — Er allein ist ruhig, und sonnet sich bis an den letzten Athemzug, in den Sonnenstrahlen der Wahrheit und einer bessern Welt. — — — Es ist nicht, als sähe man einen Menschen sterben; man glaubt einen Unsterblichen zu sehen, einen Freund

und Vertrauten des Himmels und der Götter, der zu den Wohnungen des Friedens heimkehret, und nur an der Schwelle den Staub abschüttelt, der sich auf ihn gesetzt hatte.

VII.

Es ist denn nichts geringes, daß wir unsre Gedanken bis zu dem »höchsten Gut« erheben können, daß die Idee des »unendlichen« in unserm Herzen ist, und daran haften kann; wenn wir nur an höhere Wege und Mittel glauben könnten.

Es sind denn im Menschen die Ruinen eines grossen heiligen Wesens; und es gibt ein Glück für ihn, das der Rost und die Motten nicht fressen, und das die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit nicht geben, und mit all ihrem Troz nicht nehmen kann.

Sire, wir sind unsterblich! — — Ich stehe hier mit Stolz neben Dir, daß wir Brüder und gleich sind! Aber ich sehe desto demüthiger Deine Krone an, da Dich Gott über so große Wesen gesetzt hat, natürlich nicht sie zu mißhandeln und zu quälen, sondern sie zu lieben, und für ihre kleine und große Glückseligkeit zu sorgen.

Ew. Majestät

unterthäniger

Matthias Claudius.

Das große Hallelujah.

Erster Theil.

Accompagnement.

Vor allem, das entstand,
In der Ewigkeiten Stille,
»War ein unendlicher Verstand«
»War ein unendlicher Wille«
Ein heilig Wesen, das sich selbst gebahr,
Und seyn wird, was es ist und war;
Das lautre Gut, die Liebe, das Leben,
Mit Fried und Seligkeit umgeben;
Der Erst' und Letzte, wunderbar und groß;
Und alles, alles, alles tief in seinem Schooß;
Das Wesen aller Wesen, Wahrheit Gott!
Sein Name heißt Jehovah Zebaoth.
— Er duldet nicht das Böse und den Tod —
Hallelujah! Er sprach: es werde!
Da wurden Himmel und Erde.

Chöre.

»Hallelujah, Hallelujah!«

Des hohen Himmels Heere,
Die schönen Sterne weit und breit

Verkünden seine Ehre,
Und seine Herrlichkeit.
Er gängelt sie an einer Schnur,
Und nennet sie alle mit Nahmen,
Und weidet sie wie Lämmer auf der Flur.
Der große Hirte! Amen.

Chöre.

»Hallelujah, Hallelujah!«

Und die Sonne — schaut dies Wunder an!
Wie ein Held läuft sie ihren Weg behende,
Und frohlocket daß sie ohne Ende
Wohlthun und erfreuen kann;
Seegnet alles Wesen durch ihr Licht,
Seegnet und ermüdet nicht;
Sie ist ein Born, dem nie gebricht,
Ein unverbrennlich Oel, und brennt zu Seinem Ruhm,
Wie eine Lampe vor dem Heiligthum,
Und treibt hinweg die Finsterniß mit ihren Weh und Schmerzen.
An ihr wird sonderlich der Herr erkannt.
Der Himmel um und um ist sein Gewand,
Und sie der Stern auf Seinem Vaterherzen!

Chöre.

»Hallelujah, Hallelujah.«

Der Mond am Himmel in der Nacht
Ist auch ein freundlich Zeichen Seiner Macht.

Wenn etwa wir die Stimme der Sterne
Nicht hörten in der grossen Ferne,
Hat er, damit es uns nicht fehle,
In einer sanften stillen Pracht
Sich nah an uns heran gemacht;
Daß er uns traulich in der Nacht
Ins Ohr von Ihm erzähle.

Chöre.

»Hallelujah, Hallelujah!«

Und in der Mitte dieser Herrlichkeiten,
Die keine Gränze gränzt, kein Maaß und Ziel beengt,
Wo Tag und Nacht von allen Seiten
Sein Seegen sich herunter drängt,
Hat er die Erde aufgehängt:
Den Menschen eine Wohnung zu bereiten.

Wechsel-Gesang.

1.

»Da hängt sie, hold und wundervoll
»In ihrem Blumenkleide!
»Wie eine Braut geschmücket wohl,
»Und voll gedrückt, gerüttelt voll
»Von Speise und von Freude.«

2.

»Und auf dem Himmelstuhl sitzt Er,
»Der Geber aller Gaben!

»Hat seinen Fuß auf Land und Meer,
»Und siehet väterlich umher:
»Ob wir auch Mangel haben.«

Choral.

Sollt ich meinem Gott nicht singen?
Sollt ich ihm nicht dankbar seyn?
Denn ich seh in allen Dingen,
Wie so gut ers mit mir meint.
Ist doch nichts, als lauter Lieben,
Was sein treues Herze regt,
Das ohn Ende hebt und trägt,
Die in seinem Dienst sich üben!
Alles Ding währt seine Zeit;
Gottes Lieb' in Ewigkeit!

Grave.

Er ist sehr freundlich.

Chor.

»Jauchzet dem Herrn alle Welt, singet,
»rühmet, lobet!

(einzelne Stimmen im Chor)	(vollstimmig)
»Himmel und Erde,	Lobet den Herrn!
»Du, Sonne und Mond	Lobet den Herrn!
»Ihr Sterne am Himmel,	Lobet den Herrn!
»Ihr Thäler und blumichten Hügel,	Lobet den Herrn!

»Du Schreckhorn *) und
du Wetterhorn *) Lobet den Herrn!
»Erde u. die darauf wohnen, Lobet den Herrn!
»Meer u. was darinnen ist, Lobet den Herrn!
(alle Stimmen und Chöre)
»Alles, was Odem hat, lobe den Herrn,
Hallelujah!«

Choral. (tritt ein.)

Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, wir danken dir!
Amen.

---

*) *) Höchste Bergspitzen in der Schweitz.

Gespräche, die Freiheit betreffend.

Καὶ ἔτι καθ᾽ ὑπερβολὴν ὁδὸν ὑμῖν δείκνυμι.

Erstes Gespräch.

B. Ich habe das große Loos in London gewonnen, weißt du's schon?

A. Das ganze große, oder das zweite?

B. Das erste für diesmahl; reine 20000 Pfund.

A. Das wollten die andern auch gewinnen, und haben alle nicht können.

B. Und nichts ist leichter als das.

A. Und was willst du nun mit dem Gelde machen?

B. Es wieder ausgeben; was sonst?

A. Und wo denn?

B. Vermuthlich, wo ich es gewonnen habe. Ich werde auf den Flügeln der freien Sterlinge wohl schwerlich in einen Käficht fliegen.

A. Nun, es wird ja außer England noch Länder geben, die keine Käfichte sind.

B. Es giebt deren freilich nach oben offen; aber mit irgend einer Seite hängts. In England ist es nach oben und nach allen Seiten offen.

A. Mit den 20000 etwa, aber auch ohne.

B. Auch ohne, und grade in England auch

ohne. Da ist die Freiheit, wie der Himmel, über den Bettler Tom so hoch und blau gewölbt als über den Lord Hastings. — Und meinst du, daß ich das Freiheit nenne, was für Guinees gekauft wird, und für Guinees feil ist?

A. Du bist ein Freiheitsfreund! Und scheinst dabey ein dankbar Gemüth zu haben. Ich will sagen, wenn der Sterling Regen dich z. E. von Bern aus, naß gemacht hätte; so würde etwa die Schweitz mehr in Betrachtung kommen. Und unbesehends sollte man auch denken, daß dein »Gewölbe« in diesem Zauberlande, wenn nicht so blau, doch so hoch, als in England, gewölbt seyn müsse, wenn sie nicht mit dem Kopf anstoßen sollen, denn der Fußboden ist hier viel höher.

Aber was nennst du denn eigentlich Freiheit?

B. Was alle Menschen so nennen; wenn mir Niemand zu befehlen hat, wo ich thun kann was ich will.

A. Also wo du falsche Wechsel machen kannst?

B. Das will ich nicht.

A. Freilich! Aber wenn du es wolltest, könntest du es denn in England?

B. Bey Leibe nicht.

A. So kannst du also in England nicht thun, was du willst.

B. Es versteht sich ja von selbst, daß ich nichts wollen muß, was die Gesetze verboten haben.

A. Was verbieten denn die Gesetze in England das Böse oder das Gute?

B. Nun — freilich — das Böse.

A. Du hättest denn in England die Freiheit, das Gute zu thun. Die Freiheit aber, sollte ich denken, hättest du in andern Ländern auch.

B. Das wohl. Aber in England hat mir Niemand zu befehlen, als die Gesetze; kein König, kein Minister, kein Hofrath, kein Superndent, kein Concertmeister, kein Corporal, kein Revisor, kein Küster, kein gnädiger Herr und keine gnädige Frau.

A. Ich gestehe dir gerne, wo die alle befehlen, daß da der dritte Mann genug zu gehorchen habe, und sonderlich, wenn sie nicht alle nach Einer Richtung befehlen sollten.

B. Wie wäre das möglich? Sind sie nicht Menschen, und gibt es Menschen, die immer nach Einer Richtung wollen? Eben deswegen sind ja Gesetze erfunden worden, und eben deswegen ist es ja um die Willkühr eine so schreckliche, und um die Gesetze eine so große und herrliche Sache.

A. Allerdings; in Ermangelung eines Bessern allerdings.

B. Wie in Ermangelung eines Bessern?

A. Die besten Gesetze können sich ja nicht selbst administriren, sondern müssen wieder von Menschen administrirt werden; und ein Mann, der immer sicher und unverrückt das Rechte wollte, ist ein Gesetz das sich selbst administrirt.

B. Ich will aber nicht für mich wollen lassen; ich will selbst opfern.

A. Gehorsam ist besser als Opfer. Nicht: Korban, lieber B.!

Und wenn du selbst opfern willst, so müssen doch die andern alle auch dasselbe Recht haben. Und bey den vielen Opferern fallen mir die vielen Befehler wieder ein.

B. Wir opfern alle nach einer Richtung.

A. Aber du meinst ja selbst, daß das nicht möglich ist, daß Menschen nicht nach Einer Richtung wollen können; daß eben deswegen Gesetze erfunden worden, und daß es eben deswegen um die Willkühr eine so schreckliche, und um die Gesetze eine so herrliche Sache ist.

B. Ich sage dir ja, daß ich das Gute thun will, aber nicht wenn und weil es andre wollen, sondern ich will es wollen, und ich will es thun, weil ich es will.

A. Das klingt edel! lieber B., und du junger muthiger Mann glaubst würklich die Arme nach der Juno auszustrecken; und doch könnte es wohl eine Wolke seyn, die dich täuscht. Du sollst das gute freylich wollen, und ich fordere kein Nicht-wollen, sondern ein Nicht-wollen. Sieh, wem das Gute selbst am Herzen liegt, der ist zufrieden wenn es nur geschieht, wenn es seinen Gang geht; und er geht gerne hinter oder neben her. Wer es aber führen will, Sieh, der will nur auf dem Bock sitzen; und wenn er das nicht soll, so läßt er den Wagen stehen, und geht davon. Wie es ein Socratisches Nicht-wissen giebt, so giebt es auch ein Socratisches

Nicht-wollen, und das ist die Juno selbst; und das Gegentheil davon ist dasselbe Ding, das in einem zu viel befehlen und in dem andern nicht genug gehorchen will, und grade das Ding, was die Willkühr so schrecklich macht.

B. Ich stehe für alles, wenn sie alle nur das Gute wollen.

A. Meinetwegen. Ja, wenn sie wüßten, was gut ist! — Aber wie sollen sie das erfahren, denn ein jeder hat seine Vernunft und seine Meinung?

B. — Freilich, Gottes Wille müßte die Regel seyn.

A. Also unter Gottes Willen willst du doch stehen, und seine Anordnung lässet du gelten?

B. Wie kannst du daran zweifeln? Es kann ja nicht anders als Unglück bringen, wenn einer davon abgeht.

A. Das glaube ich auch; und ich vertheidige den einen nicht, der abgeht. Er thut sehr übel, er sey, wer er wolle. Aber denn muß sich der Zweite desto fester anhalten.

B. Aber, verdient das der Erste, der abgeht?

A. Der abgeht nicht, aber der, von dessen Willen er abgeht, der verdient es; und der Zweite selbst. Denn wenn der Zweite auch abgeht, so gehen Zwey ab, und so muß, nach deiner Aussage, das Unglück größer werden.

Auch hat, lieber B., das fest-an-halten größere Folgen, als allgemein geglaubt wird.

B. Nun kurz um, ich gehe nach England; und zieh mit, du sollst auch England sehn, und die St. Paulskirche.

Und grade diese soll dich unter andern lehren, was Freiheit und Gesetze für Würkung haben. Diese St. Paulskirche hat hier ein Privatmann bloß aus seinem Herzen gebaut.

A. Hier zu Lande kann man bloß aus dem Herzen nicht bauen.

B. Verstehe doch, was ich sage.

A. Dasmal verstehe ich, und ich habe großen Respect für den Erbauer der St. Paulskirche. Uebrigens hat Franke in Halle auch aus seinem Herzen gebaut, und Bork in Copenhagen, und hundert andre an hundert andern Orten.

B. Wohl! Aber Freiheit ist doch ein Wecker am Herzen, und ohne sie schläft der Menschliche Wille ein wie eine alte Frau am Spinnrocken. Und ich suche ein Land, wo ich das Gute frey und lustig wollen kann, und wo mich nichts hindert, es zu thun.

A. Lieber B., sage doch an, wenn du funden hast. Das Land suche ich auch.

B. Nun, wie gesagt, so ziehe mit.

A. Bauen denn z. E. alle Engländer St. Paulskirchen?

B. Alle — St. Paulskirchen? — Du scheinst nicht zu wissen, was das ist, eine St. Paulskirche. Sie ist nicht so in Taschenformat, wie die Kirchlein, die bey Euch als Exclamationszeichen hinter dem elenden Dorfe stehen.

A. Verstehe doch, was ich frage?

Thun denn alle Engländer Gutes? Oder noch besser, die Despoten in der Welt, thun die und haben die von je her lauter Gutes gethan?

B. Nicht lauter Gutes!

A. Aber warum nicht? Sie sind doch nicht allein über anderer Menschen Willkühr und allen äusserlichen Zwang, sondern auch über die Gesetze, und also nach deiner Meinung noch freier, als die Engländer.

B. Sie müssen denn das Gute nicht mögen; müssen es im Grunde nicht wollen.

A. Sie haben sich doch von je her mit dem Schein des Guten zu decken und zu zieren gesucht. Und ist es nicht ein offenbarer Widerspruch, das Gute einsehen, und nicht wollen? Auch wollen es alle Menschen im Grunde.

B. Es scheint mir auch so. Aber, wenn sie es wollten, und sie nichts hindert; so würden sie es ja auch thun.

A. Das denke ich auch. Es muß sie also etwas hindern.

B. Du sagst ja den Augenblick, daß sie über andrer Menschen Willkühr sind, und über allen äußerlichen Zwang.

A. Also andrer Menschen Willkühr und äußerlicher Zwang hindert sie nicht.

B. Und über die Gesetze?

A. Also die Gesetze hindern sie nicht.

B. Aber was bleibt denn übrig, was wären denn noch für Hindernisse?

A. Die Frage ist sehr natürlich. Indeß, sie mag beantwortet werden oder nicht; das ist und bleibt fest, daß Hindernisse da seyn müssen. Und zwar scheinen diese Hindernisse die eigentlichen Hindernisse des Guten zu seyn, weil sie das Gute würklich hindern.

B. Ich kann mit keinem Feind fechten, der hinter dem Berge steht, und den ich nicht sehe. Und was mein Auge nicht sieht, das kränkt auch mein Herz nicht. Kurz, deine unbekannte Hindernisse wollen mir nicht ein.

A. Sie wollen dir nicht ein, sagst du? Wie, wenn sie in dir wären, und dein schönes Herz würklich kränkten! —

Zweites Gespräch.

B. Da hab ich eben ein Paar alte trefliche Köpfe gesehn, den ewigen Lacher und den ewigen Weiner. Wer von beiden ist wohl der Klügste gewesen?

A. Ich denke, sie wären beide gleich klug gewesen, und ihr Weinen und Lachen habe einerley großen Sinn, nur daß Heraclit den bessern Ausdruck gewählt hat.

B. Und ich denke, sie hätten beide keinen guten gewählt, und keiner von ihnen sey klug gewesen. Aber sage doch an, ich höre gern andre Meinung.

A. Du weißt, was man in der Welt Glück und Unglück nennt; und wie nahe sich das gewöhnlich die Menschen nehmen, wie sie weinen oder lachen, eins ums andre, nachdem die Luft von der oder von der Seite geht. Democrit wollte zu verstehen geben, daß es für den Menschen der Mühe nicht lohne, dieses Unglücks zu weinen! und Heraclit dieses Glücks wegen zu lachen! Und so lachte der eine, und der andre weinte immer.

B. Und warum ziehst du den Ausdruck des Heraclits vor?

A. Weil es mir, wenn nicht wahrer, doch menschlicher dünkt, über das Glück dieser Welt zu weinen, als über ihr Unglück zu lachen, und weil es mir auch wider den Wohlstand scheint, in einer Welt, wie diese, immer zu lachen.

B. Am Ende konnte auch Heraclit eher fertig werden.

A. Meinst du? — Aber davon ist hier die Rede nicht, und darum lachten und weinten unsre Virtuosen nicht. Sondern sie scheinen über die Natur des Menschen besser berichtet gewesen zu seyn, und daß er, wenn er seinen Vortheil versteht, gedeckt seyn könne, und weder zu lachen noch zu weinen habe.

B. Warum aber thäten denn die Menschen beides so eifrig? — Doch, wo sind wir gestern stehen geblieben?

A. Nicht so gar weit von hier.

B. Ich besinne mich, du hinter dem Berge bey deinen unbekannten Hindernissen.

A. Ganz recht! Und du wolltest gestern mit deinen Augen sehen.

B. Und das will ich heute auch noch.

A. Und hast darin nicht Unrecht; denn es hat von jeher wenigstens eben so viel Schaden gethan, daß die Menschen zu wenig als daß sie zu viel haben sehen wollen.

B. Kann man denn auch zu viel sehen wollen, und wie kann das schädlich seyn?

A. Es giebt gewisse Dinge für einen gewissen Sinn, und einen gewissen Sinn für gewisse Dinge. So siehst du z. E. körperliche Gestalten, riechst Gerüche, hörst Schall und Laut, u. s. w. Wer nun mit einem Sinn aus der correspondirenden Classe herausgeht, und damit Dinge sehen will, die zu einer andern Classe gehören, der will zu viel sehen, und da kann nichts kluges heraus kommen. Als wenn du z. E. mit deinen zwey blauen Augen die Elemente und geistliche Sachen sehen wolltest, so wolltest du zu viel sehen, und wäre eben so widersinnig, als wenn du den Geruch einer Nelke hören, und die Morgenröthe riechen wolltest, würde auch eben so viel daraus werden.

B. Das will ich nicht. Aber überzeugt will ich seyn, ehe ich glaube. Und ich wünsche, daß die Wahrheit weiß sey, wenn sie aber schwarz ist, lasse ich sie mir nicht weiß machen.

A. Bravo! Wer sie erst weiß machen will, in dessen Händen muß sie noch nicht weiß seyn. Und, beyläufig hier gesagt, diese Weißmacher thun der

Wahrheit einen schlechten Dienst, und ihrenthalben wird der Name Gottes gelästert unter den Heiden. Denn die Heiden distinguiren nicht immer, und wenn sie sehen, daß sie dem Sachwalter überlegen sind, so bilden sie sich ein, sie wären es auch der Sache.

B. Aber du wolltest mir die unbekannten Hindernisse des Guten zeigen.

A. Zeigen? Gehe du selbst hin, sie zu sehen.

Doch vorher sage mir: wo, glaubst du, daß alles Gute und Wahre herkomme?

B. Von Gott, und keinem andern.

A. Und Gott ist doch mehr, als alles, was von ihm herkommt?

B. Natürlich.

A. Wenn es also Wesen gibt, die, ihrer Natur nach, ihre Befriedigung nur in der Wahrheit und dem Guten finden können, die können sie nirgend so vollkommen finden, als in Gott?

B. Nirgend.

A. Sie werden also nichts so sehr suchen, als Gott?

B. Nichts.

A. Und nichts so unverrückt und über alles lieben?

B. Nichts.

A. — Bartolo! Und lieben wir Gott so?

B. Nicht immer.

A. Sage! nimmer. Denn der Unterschied ist nur der, daß wir in gewissen Augenblicken etwas weniger weit vom Ziele entfernt bleiben.

Nun, Gott ist in allen Augenblicken gleich liebenswürdig, wie die Sonne in allen Augenblicken die Sonne ist, und ihre Strahlen immer mit gleicher Herrlichkeit und Fülle um sich breitet.

B. Und äußerer Zwang kann es hier nicht seyn, was uns hindert.

A. Nein, Gottlob nicht! Dafür ist gesorgt. In Hauptsachen kann er nichts; und es gibt einen Weg, nicht ihn von uns, sondern uns von ihm loßzumachen, und ihm glühende Kohlen auf sein Haupt zu streuen! Und dahin wollte ich vorhin schon.

B. Nun ich bitte dich, so sage doch, was ist das, was uns hindert?

A. Das weißt du so gut als ich. Was ist das, was unsern Augen das unendliche und wahre Gut immer gleichsam verbirgt und bedeckt, und, wenn wir es auch betrachten und lieben wollen, sich immer dazwischen stellt? — Nicht wahr, das Endliche, das Unwahre, das Nichtgute. Dinge, die unsrer Liebe nicht werth sind, die wir verachten, und uns ihrer nicht selten vor andern Leuten schämen; und an die wir doch wider unsern Willen hangen und halten, oder vielmehr die uns halten und uns unglücklich machen.

B. Unglücklich machen sagst du?

A. Ja wohl, unglücklich machen! Denn was flöße aus dieser Quelle nicht her! Alles, groß und klein, was die Menschen hier plagt, Eitelkeit und Laune, Herrschsucht und Troz, Geiz und Wollust, und alle Schande und Laster ꝛc. was ist es anders,

als Anhänglichkeit an Dinge, die nichts können und nichts sind, und die Menschen doch vom Bessern abhalten.

B. Was aber kann der Mensch dazu? Darf auch der Topf zum Töpfer sprechen, warum hast du mich so gemacht?

A. Höre, ein Topf hält so lange er kann; und denn bricht er. Und wenn er von was wüßte, so würde er von dieser seiner brechlichen Topf-Natur wissen, und von weiter nichts. Aber wenn wir das Böse thun, so wissen wir dabey vom Guten, und wollen es.

B. Was willst du damit sagen?

A. Daß wir nicht ungerahtene Töpfe sind. Sondern der ungerahtene Sohn paßt besser, der das verlassene volle Haus des Vaters in Gedanken hat, und Treber mit den Säuen essen muß.

B. Du machst mich aufmerksam. Aber, noch einmal, ich bin doch nicht gefragt, ob ich, noch auf welche Art ich existiren wollte. Wie mich die Welle des unendlichen ans Ufer herangeworfen hat, so habe ich heran müssen, um mich da eine Zeitlang herumzutreiben.

A. Ich weiß das nicht, ich verstehe das nicht. Aber, Verlangen nach dem Guten, und Widerstreben gegen das Gute in einem und demselben Dinge, setzt eine Unordnung voraus; und die kann nicht von Gott seyn.

B. Von wem haben wir denn unser Wesen?

A. Das haben wir von Gott. Aber was unserm

Wesen zuwider ist, das können wir nicht von Gott haben.

B. Und also meinst du, diese Anhänglichkeit gehörte nicht zu unserm Wesen?

A. Das ist die Meinung aller Völker und Menschen; wenigstens handeln sie so und haben immer so gehandelt, als wenn sie diese Meinung hätten.

Warum forscht und frägt man bey moralischen Handlungen nach den Bewegursachen, und bestimmt darnach ihren Werth und Unwerth? — Heißt das nicht, annehmen, daß der Mensch z. E. eine gute Handlung oft aus schlechten Ursachen thue, daß aber diese schlechte Ursachen auch fehlen können, und der Mensch allein aus dem Guten handeln kann? — Und warum wäre ein Mensch, der so handelt, von jedermann geliebt und geachtet? — Warum spricht man von »überlegt und unüberlegt handeln,« und was thut der Mensch, wenn er überlegt, anders, als schlechtere Ursachen, die ihm zunächst liegen, aus dem Wege räumen und niederhauen, damit ihm die bessern zu Gesicht kommen? — So predigen ja auch wider diese Anhänglichkeit, alle Jahrhunderte hindurch, Weise und Unweise, Priester und Philosophen, und die ganze Welt ist mit Einrichtungen Tempeln Pagoden und Moscheen bedeckt. Ob sie nun zwar nicht immer alle wissen, was sie wollen, und nicht immer viel dabey herausgekommen ist; so supponirt das alles doch offenbar den Glauben, daß etwas herauskommen könne, und daß damit nichts kleines gewonnen sey. — Und wie könnten Menschen anders scheinen

wollen, als sie sind; wie könnten sie Furcht haben, sich grade ins Angesicht sehen zu lassen, wenn die Lineamente desselben zu ihrem Wesen gehörten? Schämt sich auch ein Tieger seiner Zähne, und ein Adler seiner Klauen?

Lieber B., die Menschen tragen Ketten, und sind Sclaven; aber sie sind nicht geboren, es zu seyn, und haben die Hofnung nicht verlohren, wieder frey zu werden. Und, wenn schon auf die Unterdrükkung einer Anhänglichkeit ein so wohlthuendes Bewußtseyn folgt; was meinst du, was der Friede seyn müsse, von dem man in jenem Bewußtseyn nur den ersten Anbiß hat, wenn nämlich nicht mehr von Unterdrücken die Rede ist, sondern wenn die Ketten würklich abgenommen werden! — Und da kommt das rechte England zum Vorschein, und die rechte St. Paulskirche.

Aber Lebe wohl, wir kommen hier auf heiligen Grund und Boden.

Zugabe.

B. Lieber A., ich muß es dir sagen, ich denke wie du, und habe mich nur verstellt und dich hintergangen, damit ich deine Meinung desto besser herausholte.

A. Daß du mir überlegen bist, habe ich wohl

immer gemerkt; aber daß du mich hintergangen hast, nicht. Indeß schadet's nicht, und es ist mir nicht leid, denn ich weiß, daß ich nichts Unrechtes predige.

B. Deine Meinung ist denn, daß man der Wahrheit nur dadurch näher komme, daß man sich von dem Unwahren loßmacht? — Und einem von beyden kann man nur nachtrachten?

A. Allerdings.

B. Das Finden der Wahrheit wäre also auf die Weise, wie soll ich sagen, mehr ein Wegräumen eines πρωτον ψευδος, mehr eine Veränderung, als eine Entdeckung rc.

A. Allerdings.

B. Aber so wird es doch nicht allgemein angesehen.

A. Dafür kann ich nicht.

Denen es Ernst gewesen ist, die haben es so angesehen, sie mochten übrigens noch so verschieden seyn.

B. Zum Exempel?

A. Zum Exempel Johann Huß und Spinoza.

B. Die sind mir eben recht. Denn nach Mendelsohn war Spinoza gewiß —

A. Nach? — Willst du mich wieder hintergehen?

B. Er hat doch nicht so wider die Wahrheit angestoßen, als dieser.

A. Er seegelte so tief nicht, daß er anstoßen konnte. Wenn aber Spinoza mit seinem Kopf und mit seinem Ernst anstieß; so lerne daraus: daß es

nicht leicht sey, die Wahrheit zu finden. Spinoza sagt aber so:

»Nachdem die Erfahrung mich gelehret hat, daß »alles, wovon im Leben gewöhnlich die Rede ist, »leer und eitel sey; da ich einsahe, daß alles, wo»für und was ich fürchtete, weder Gutes noch Böses »in sich habe, als in so weit das Gemüth davon in »Bewegung gesetzt wurde; so beschloß ich endlich, zu »forschen: ob es etwas gäbe, das ein wahrhaftiges »Gut sey, und das sich mittheile, und von dem, »wenn ich allem übrigen entsagte, das Gemüth allein »reactionirt würde; ja, ob es etwas gäbe, dadurch »ich, wenn ich es fände und mir verschafte, eine »immerwährende und höchste Freude in Ewigkeit ge»nösse. Ich sage, daß ich endlich beschloß; denn »beym ersten Anblick schien es mir ungerathen, um »eine damals ungewisse Sache eine gewisse verliehren »zu wollen. Ich sahe nämlich die Vortheile, die Ehre »und Reichthümer bringen, und daß ich diese nicht »weiter suchen müßte, wenn ich mit Ernst einer an»dern neuen Sache nachtrachten wollte, und es leuch»tete mir ein: daß, wenn die höchste Glückseligkeit »in diesen Dingen etwa bestehen sollte, ich solcher »Glückseligkeit entbehren müsse; bestehe sie aber nicht »darinn, und ich trachtete nur ihnen nach, so würde »ich denn auch der höchsten Glückseligkeit entbehren. »Ich sann also in mir nach, ob es nicht möglich seyn »sollte, zu meinem neuen Werk, oder wenigstens zur »Gewißheit darüber zu gelangen, ohne daß meine bis»herige Lebensordnung und Weise verändert würde.

»Das aber habe ich oft umsonst versucht. Denn »wovon im Leben gewöhnlich die Rede ist, und was »bey den Menschen, nach ihren Werken zu urtheilen, »als das höchste Gut geachtet wird, läuft auf diese »drey Stücke hinaus, nämlich: Reichthum, Ehre »und Wollust. Durch diese drey Dinge wird aber »das Gemüth so zerstreuet, daß es auf keine Weise »an ein anderes Gut denken kann. — Da ich also »einsahe, daß alles dieses so sehr im Wege sey, ei»nem neuen Vornehmen nachzugehen, ja daß es »damit in einem solchen Widerspruch stehe, daß ich »nothwendig von einem von beyden abstehen müsse; »so mußte ich entscheiden, welches von beyden mir »nützlicher wäre. — Ich habe nicht ohne Ursache die »Worte gebraucht: wenn ich nur ernsthaft be»denken könnte. Denn ob ich gleich dies alles im »Gemüth ganz klar einsahe; so konnte ich doch des»wegen nicht allen Geiz, Wollust und Ehrsucht ab»legen. *) ꝛc.«

B. Das ist merkwürdig.

A. Und sonderlich von Jemand der kein Jude seyn wollte. Genes. 12., 1.

Der Priester Huß sagt so:

»Ich sage es frey vor Gott und seinem Gesalb»ten — so, daß ich von Jugend an bis auf diesen »Tag gleichsam zwischen Thür und Angel gestanden

---

*) Siehe in Spinoza's Werken das Fragment: de Intellectus emendatione, et de via, quâ optimè in veram rerum cognitionem dirigitur.

»bin, und gezweifelt habe, was ich erwählen sollte. »Ob ich preisen sollte, was alle preisen, rathen was »sie alle rathen, entschuldigen was sie alle entschuldi= »gen, die Schrift glossiren, wie dermalen fast alle »große berühmte, und mit dem Schein der Heiligkeit »und Weisheit angezogene Männer sie glossiren, oder »ob ich jene unfruchtbare Werke der Finsterniß mann= »lich anklagen und bestrafen sollte. Ob ich mit dem »großen Haufen ein gemächliches Leben führen, und »nach Ehren und Pfründen streben, oder ausser dem »Lager herausgehen, der lautern heiligen evangeli= »schen Wahrheit anhangen, und die Armuth und die »Schmach Jesu Christi tragen solle. Ich sage es »frey, daß ich zwischen Thür und Angel gestanden, »und gezweifelt habe. Darum habe ich zu Gott, »dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, treulich ge= »betet. Meine Bibel habe ich über mich in den Hän= »den gegen ihn aufgehoben, und mit Mund und »Herz gerufen: O Gott, mein Herr, und Meister »meines Lebens u. s. w.«

B. O, laß mich mehr von dem Huß hören.

A. Was willst du von ihm hören? — Da er Lehrer einer geoffenbarten Religion war; so dünkte er sich nicht selbst klug, und glaubte an eine größere Weisheit, die dem Menschen anders woher kommen muß. »Die heilige Schrift, sagte er, »ist durch den heiligen Geist den Männern Gottes »eingegeben; eben derselbige Geist muß sie auch er= »klären und aufschließen.« »Wer aus dem Geist ge= »bohren worden, der ist versetzet aus dem Tode

»dieser Welt und des Fleisches in ein neues geistli»ches göttliches und himmlisches Leben, welches »verborgen ist in Gott 2c.«

Er hielt fest an die Bibel, und scheute sich nicht, und schämte sich nicht, zu lehren, was darinn steht. »Christus, sagte er, ist das Centrum der »Theologie; wer diesen kennt, den halte man für »einen Gottesgelehrten.«

Dabey führte er ein exemplarisches Leben, und Freund und Feind wußten nichts als Gutes von ihm zu sagen, so daß sich auch die ganze Universität zu Prag seiner gegen das Concilium annahm.

B. Wie hat er sich bey der Execution betragen?

A. Sehr gut. Einigen Briefen, die er aus dem Gefängniß an seine Freunde schrieb, sieht man's an, daß er, mit Ehren, wohl wieder loß gewesen wäre, auch nicht alle Hofnung dazu aufgegeben hatte. Als das aber nicht seyn konnte, betrug er sich, zwar nicht wie Martyrer, die den Himmel offen sehen, aber als ein treuer Freund und Anhänger der Wahrheit mit großer Gelassenheit und Fassung. Und mich dünkt, dies sey schwerer als jenes.

B. Erzähle doch sein Ende, ich bitte dich darum.

A. Das wollte ich gerne thun; aber wir rechnen ihn zu uns, und — ich erzählte lieber, wenn ihm großmüthig begegnet wäre. — Doch was kannst du dazu einige hundert Jahre nachher. Die Guten von Euch haben von jeher die Procedur des Concilii zu Constanz nicht gebilliget, und wir haben an allen Seiten zu vergeben und zu vergessen.

Ich will also erzählen, wie es erzählt wird.

Sigismund war unruhig, ihn verbrennen zu lassen, und lies mit ihm über einen Widerruf handeln; er aber wollte sich zu nichts verstehen. Da schickte der Kaiser noch den Tag vor der Execution, oder den 5ten Julius 1415, 4 Bischöfe und die 2 Böhmische Barons, von Chlum und Duba, zu ihm. Huß ward vor den Kerker zu ihnen herausgeführt, und sein treuer Freund, der edle Chlum, sagte zu ihm: »Lieber frommer Herr Magister, wir ungelehrte Laien können Euch in dieser so wichtigen Sache nicht wohl rathen. Sehet derhalben selber zu, ob Ihr Euch der Mißhandlungen, die Euch vom Concilio zugemessen werden, in Eurem Gewissen schuldig befindet. Seyd Ihr schuldig; so schämt euch ja nicht, Eure Meinung zu verlassen, und einer bessern Raum zu geben. Giebt euch aber Euer Gewissen Zeugniß, daß Ihr unschuldig seyd, so thut ja nicht wider Euer Gewissen. Ich will Euch auch keine Ursache oder Anlaß dazu geben; denn Ihr sollt nicht lügen vor dem Angesicht Gottes, sondern vielmehr beständig bleiben bis in den Tod bey der Wahrheit die ihr erkannt habt.« Diese Anrede seines treuen Freundes brach ihm das Herz. Er antwortete unter einem Strom von Thränen: »Gott ist mein Zeuge, daß ich gerne weichen und widerrufen will, wenn ich etwas unrechtes und mit der heiligen Schrift und Kirchenmeinung nicht übereinstimmendes gelehrt oder geschrieben habe. Ich begehre nichts mehr, als daß ich aus göttlicher Schrift gründlicher

»und eines bessern möge unterwiesen werden. Wenn »sie das thun, bin ich bereit, alsobald zu wider»rufen.

Den folgenden Tag frühe versammlete sich das ganze Concilium in der Domkirche. Der Kaiser erschien mit den Reichsfürsten und der ganzen Ritterschaft, und setzte sich auf seinen Stuhl unter einer goldenen Krone: an der einen Seite stand Churpfalz mit dem Reichsapfel, Burggraf Friedrich von Nürnberg mit dem Schwerdt an der andern; und, neben den Cardinälen, Erz- und Bischöfen, Prälaten, Mönchen, Doctoren rc., war eine unzählige Menge Volks beysammen. Der Erzbischof von Gnesen, Nicolaus, hielt die Messe, und nach vollendetem Amt war Huß, der aus seinem Gefängniß im Minoriten-Kloster geholt war und bis dahin draussen im Vorhof hatte warten müssen, vor diese große Kirchenversammlung hereingeführt. Man stellte ihn auf einen etwas erhabenen Ort, damit er von jedermann könnte gesehen werden. Hierauf las der Bischof von Concordien das zuvor vom Concilio abgefaßte Decret ab: daß Niemand in der Session durch Murmeln oder ander Getöse mit Händen oder Füssen, auch nicht disputiren, vertheidigen rc. die Redenden stöhren sollte; und darauf stieg der Bischof von London auf die Canzel, und hielt eine lateinische Rede über Röm. VI. 6., und forderte darinn zugleich den Kaiser auf: die Ketzereyen zu zerstören, und sonderlich den hier stehenden verstockten Ketzer rc. Huß lag indeß auf seinen Knien, und befahl sich Gott zum sterben,

Darauf wurden von dem Bischof von Concordien die aus Hussens Schriften ausgezogene s. g. Ketzer-Sätze vorgelesen; Huß wollte antworten; der Cardinal Emmerich hieß ihn aber schweigen. Huß wollte wieder reden; und man gebot den Schergen und Soldaten, ihm nicht reden zu lassen. Da hob er seine beyden Hände gen Himmel und sagte: »ich »bitte Euch, um des allmächtigen Gottes Willen, »Ihr wollet doch unbeschwert meine Antwort anhö-»ren, daß ich mich doch nur bey denen, die umher »stehen, entschuldigen und ihnen den Argwohn wegen »meiner vermeinten Irrthümer benehmen möge.« Und als es ihm abgeschlagen ward, fiel er mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen auf die Erde nieder.

Darnach las der Bischof von Concordien die endliche Sentenz ab: »daß erstlich Hussens Schrif-»ten sollten verbrannt, und er, als ein öffentlicher »schädlicher Ketzer und böser halsstarriger Mensch, »seines Priesterl. Standes schmählich sollte entsetzet, »und gänzlich sollte degradirt und entweihet werden.« Der Ausspruch wurde sogleich vollzogen und mit der Degradation der Anfang gemacht.

Der Bischof von Mayland mit 6 andern Bischöfen, führten Hussen zu einem Tisch, darauf Meßgewand und andere Priesterliche Kleider lagen, und kleidete ihn an, und als er angekleidet war, in vollem Priesterlichen Schmuck und mit dem Kelch in der Hand, vermahnten ihn die Bischöfe noch einmal, er solle nicht halsstarrig bleiben, sein Leben und Ehre

bedenken, und von seiner Meinung abstehen. Huß sprach darauf vom Gerüst herab zum Volk mit großer Bewegung:

»Diese Herren Bischöfe vermahnen mich, ich solle »vor Euch allen bekennen daß ich geirret habe. Wenn »es nun eine solche Sache wäre, daß sie mit eines »Menschen Schmach geschehen könnte, möchten sie »mich leicht bereden. Nun aber stehe ich vor dem »Angesicht meines Gottes, daß ich ihnen nicht will»fahren kann, ich wollte denn mein eigen Gewissen »verletzen, und meinen Herrn im Himmel schmähen »und lästern. — Sollte ich die, die ich unterwiesen »und gelehret habe, itzo durch ein böses Exempel »betrüben und irre machen? — Ich wills nicht thun.«

Steig herab vom Gerüst, riefen nun die Bischöfe; und als er herabgestiegen war, fingen sie an, ihm zu entweihen. Der Bischof von Mayland und der von Bisont traten herzu, und nahmen ihm den Kelch mit den Worten ab: »O du — da nehmen »wir den Kelch von dir, in welchem das Blut J. C. »zur Erlösung geopfert wird; du bist sein nicht werth.« Huß antwortete getrost und laut dagegen: »Ich »aber habe meine Hofnung und Vertrauen gesetzt auf »Gott den allmächtigen Vater, und meinen Herrn »und Heiland Jesum Christum, um welches Namens »willen ich diese Schmach leide, und glaube gewiß »und beständig, daß er den Kelch des Heils nimmer»mehr von mir abnehmen werde, sondern daß ich »denselben mit seiner Hülfe noch heute in seinem Reich »trinken werde.« Hierauf traten die andern Bischöfe

herzu, und nahmen jeder ein besonderes Stück der Priesterl. Kleidung mit obigem Fluch. Als sie mit den Kleidern fertig waren, sollte ihm die Krone, oder die geschorne Platte auf dem Haupte zerstöret werden; es entstand aber ein Streit: ob mit einem Messer oder einer Scheere. Huß sahe dabey den Kaiser an, und sagte: »es ist doch sonderbar; hart »und grausam sind sie alle, aber über die Art und »Weise sind sie nicht einig.« Endlich, und als er völlig entweiht war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf, mit gemahlten Teufeln, und der Unterschrift rc. rc. Erzketzer. Und nun wandten sich die Bischöfe an den Kaiser, und sagten: »Das H. Concilium zu Constanz überantwortet itzo »Johann Hussen, der in der Kirche Gottes kein »Amt noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen »Gewalt und Gericht.«

Der Kaiser stand auf und nahm den ihm übergebenen Huß an, und sprach zum Pfalzgrafen Ludewig: »Dieweil wir, lieber Oheim und Fürst, das »weltliche Schwerdt führen, die Uebel zu strafen; »so nehmt hin diesen Johann Huß, und laßt ihm »in unserm Namen thun, was einem Ketzer gebüh»ret.« Dieser legte seinen Fürstl. Ornat ab, nahm Hussen und führte ihn den Vogt von Constanz zu, und sprach zu ihm: »Auf unsers gnädigsten Herrn, »des Römischen Kaisers Urtheil, und unsern sonder»lichen Befehl, nehmet diesen Magister Huß hin, »und verbrennet ihn als einen Ketzer.« Der Vogt übergab ihn dem Nachrichter und seinen Knechten,

und befahl ausdrücklich: daß sie ihm seine Kleider nicht ausziehen, noch ihm Gürtel, Seckel, Geld, Messer oder was er bey sich trüge, abnehmen, sondern ihn sammt allem, was er an sich habe, verbrennen sollten. Und so ward er hingeführt.

Als er auf dem Gerichtplatz ankam, kniete er nieder und betete. Von solchem Gebet ließ ihn der Pfalzgraf durch die Henker aufnehmen, und dreymal um den Holzstoß herumführen. Er nahm darauf von seinen Hütern Abschied; und nun griffen die Henker zu, und banden ihn an einen Pfahl mit fünf Stricken, über den Füssen, unter den Knieen, über den Knieen, mitten um den Leib, und unter den Armen, und mit einer Kette um den Hals. Hierbei fiel ihm die Papierkrone ab auf die Erde, und er sahe hin nach ihr und lächelte. Der Henker setzte sie ihm aber bald wieder auf, und legte rund um ihn, bis an seinen Mund, Reißig und Stroh, und die bekannte Sancta-Simplicitas-Frau rafte mit zusammen, und legte mit an. Ehe das Feuer angezündet ward, ritte der Pfalzgraf Ludewig und der Reichsmarschall von Pappenheim noch einmal an ihn heran, und ermahnten ihn: er wolle noch itzo sein Heil bedenken, und seine Irrthümer widerrufen. Da fing Huß mit lauter Stimme aus dem Holzhaufen an: »Ich rufe »Gott zum Zeugen, daß ich das, was sie mir durch »falsche Zeugen aufgebürdet, nicht gelehret oder ge»schrieben habe, sondern ich habe alle meine Predig»ten Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich »die Menschen möchte von Sünden abwenden, und

»Gott in sein Reich führen. Die Wahrheiten, die »ich gelehret, geprediget, geschrieben und ausgebrei»tet habe, als die mit Gottes Wort übereinkommen, »will ich halten und mit meinem Tode versiegeln.«

Sie schlugen darauf in die Hände, und ritten davon.

Als der Henker das Feuer anzündete, sang Huß ein Stück aus dem Nicenischen Glaubensbekenntniß, und, da die Lohe gegen ihn schlug, betete er laut: »Christe, du Lamm Gottes, erbarme »dich mein!«, und noch einmal: »Christe, du Lamm »Gottes, erbarme dich mein!« Und als er zum drittenmal anfangen wollte, trieb der Wind den Rauch und die Flamme ihm grade ins Gesicht, und nahm ihm die Sprache. Er bewegte noch die Lippen und den Kopf einige Minuten, und — war todt.

Friede sey mit deiner Seele, du treuer frommer Priester! Du vertrautest der Wahrheit. Und hast du sie hier nicht erkannt; so wirst du sie nun erkannt haben, und nun erkennen. Denn du suchtest sie, und nicht das deine.

Eine Correspondenz mit Mir selbst.

Lieber Freund!

Ich habe etwas das ich Ihm in den Schooß schütten muß, weil ichs sonst nirgend zu lassen weiß.

Sieht er, wenn ich die Welt und das Leben, wie es darinn geführt wird, ansehe; so gehen mir alle Kinder, und sonderlich meine eigne, die da hinein und da durch sollen, im Kopf herum, und ich möchte sie wohl gegen das Verderben einbalsimiren und feuerfest machen können. Wahrlich, die Leute haben nicht Unrecht, die darüber in Ernst nachsinnen, und in sich zu Rath geben.

Er wird sagen, daß, dem Vernehmen nach, heut zu Tage darüber ja genug geschrieben werde; und darinn hat er auch nicht Unrecht. Aber sieht er, Schreiben ist Schreiben. Wer handeln will und kann, der hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht Zeit noch Lust zu schreiben. Und wenn die Sachen so recht in die Feder treten, so pflegen sie aus dem Menschen heraus zu seyn. Und der dagegen meint, wenn sie auf dem Papier stehen, so hätte er sie.

Auch kann auf dem Papier dies und das aussehen, als wenns was wäre, und ist doch nur ein gewöhnlich Backwerk. Laß Er sich davon ein Exempel erzählen. Ich schenkte, wie Er weiß, der seeligen Gertrud zur Hochzeit, das Schwedische Koch-

und Haushaltungsbuch von der Christina Warg. Einmahl, als wir zusammen bey ihr waren holte sie das Buch her, und las daraus vor, unter andern, pagina mihi 383., ein Recept zu Luftmunken. Er kann denken, was die Luftmunken bey uns allen für Sensation machten! und wie wir die Ohren spitzten! die Gertrud selbst nicht ausgenommen, die doch in dergleichen Dingen sehr bewandert war. Ja, sie hatte ihre Nücken die seelige Frau, das ist nicht zu läugnen; aber gutes Backwerk konnte sie machen. Und wie man sich nicht schwer zu einer Generosität entschließt, die in unser Talent einschlägt; so versprach sie, auf der Stelle, und mit dem Buch in der Hand, uns den Abend noch mit dem neuen Gebacknen zu regaliren. Mir ist in meinem Leben kein Nachmittag so lang geworden, als der. Wir standen auf und setzten uns nieder, und machten allerley Erfindung, die Zeit zu vertreiben; aber sie wollte sich nicht vertreiben lassen, und blieb wie angenagelt immer auf demselben Fleck. Endlich mußte sie doch weichen, und es ward würklich Abend, der Tisch gedeckt, und — die Luftmunken wurden aufgetragen! Und siehe da, es war ein ganz bekanntes Ding, das die Gertrud unter dem Nahmen Schneeballen hundertmahl gemacht, und wir hundertmahl bey ihr gegessen hatten.

Sieht er, so kann das auf dem Papier triegen. Darum kann, versteht Er wohl, von selbst, viel gescheutes und nützliches geschrieben werden, und geschrieben seyn. Meine Scrupel gehen nur wider das

Schreiben, und den Schreibegeist überhaupt; und er wird finden, daß viel wahres darinn ist.

Nun sage er mir Seine Meinung von der verbesserten Erziehung, und von einer guten. Ich kann nichts anders aussinnen, als daß man selbst seyn muß, was man die Kinder machen will. Sage er mir was bessers. Weiß Gott, ich will mir einen Finger abhauen, wenn Er mir was probates sagen kann.

Sein Diener ꝛc.

Asmus.

N. S. Ich kann Ihm in andern Stücken wieder dienen, wenn er z. E. etwas von dem verbesserten Kalender wissen will. Denn das versteh' ich aus dem Grunde, wie da nämlich die Sonne Fehler über Fehler gemacht, und ganze Stunden und Tage von abhänden hat kommen lassen, ohne daß es ein Mensch gemerkt hatte, bis endlich der Pabst Gregorius XIII. Nachricht davon erhalten, und, mit Hülfe der höchsten Reichsgerichte, alles wieder hineingeschaltet, und die Ordnung wieder hergestellt hat.

ut supra.

Antwort.

Lieber Freund!

Er hat sich nicht an den unrechten Schooß gewandt; ich stütze meinen Kopf seit einiger Zeit auch nicht

umsonst. Uebrigens hau Er ja den Finger nicht ab, denn ich kann ihm nicht mehr sagen, als was Er weiß.

Grade das vom verbesserten Kalender versteh' ich auch. Aber Er hat hier in Petto behalten, oder Er versteht die Sache doch nicht recht aus dem Grunde, wie Er sagt. Denn der Pabst Gregorius XIII. hat die Ordnung weder allein, noch ganz wieder hergestellt. Sieht er, es war ein alter Schaden, und der Cardinal Julius Cäsar ꝛc. hat schon geschaltet, und wir und unsre Kinder müssen immer noch schalten, und können es doch nicht einmahl in Ordnung halten. Und in Rußland, wo die höchsten Reichsgerichte nichts zu befehlen haben, sind die von abhänden gekommenen Tage noch immer nicht wieder herbeygeschaft, deswegen auch die Russen niemahls so viel schreiben können, als wir.

Ja wohl konnte die seelige Gertrud gutes Backwerk machen, und ich habe ihr das Kochbuch auch geschenkt, und der Nachmittag ist mir auch lang geworden, und der Schreibegeist mir eben so verdächtig als Ihm.

Ueberhaupt ist alles, was Er sagt, als wenn es mir aus dem Herzen gestohlen wäre. Ich habe auch, wenn man andre gut machen will, keinen andern Rath, als daß man erst selbst gut sey.

Und wenn man weiß, was das kostet, und denn die Welt und das Leben das darinn geführt wird, wo die Kinder hinein und durch sollen, dazu nimmt; so ergiebt sich, was das Gegengewicht seyn müsse. Wahrhaftig, kleine luftige Künste wollens nicht thun,

Auch wo ich Effect gesehen habe, da liegt Religion zum Grunde, die alte nämlich, und so wird Er es auch finden. Leb er wohl.

Sein Diener ꝛc.

Asmus

Schreiben des Kaisers von J—p—n an einen gewissen —

Lieber Sieur!

Ich höre, daß es mit den »Goldbarren genug zu Hause« nicht allerdings seine Richtigkeit hat, und schicke Ihm hier, was ich Ihm zugedacht hatte. Nehm Ers ohne Umstände an, und schäm Er sich Seiner Gesundheit nicht, ich bitte Ihn darum.

Was macht Er sonst, und liegt Er noch den Studien ob? Schreib Er mir doch, was Er macht. und ob Er auch gestorben ist.

Hier hat sich, seit Er hier war, die Sache mit den Studien und der Aufklärung etwas verändert, und ich bin itzo den Europäern ziemlich auf den Hacken.

Seit 7 Jahren sind in den kleinen Städten Gymnasiums, und in Yedo ist eine Universität, dahin jeder seinen Sohn schicken kann; und wer kein Geld hat, für den mache ich es mit den Herren Professoren gut. Das Raisonniren und Disputiren

D. Chodowiecki del. W. Gray sculp.

geht auch schon gut von Statten, und das mit dem Journal= und Büchermachen, und den Illuminir=Clubs. Unsre Gelehrte haben würklich verschiedene recht nützliche und artige Einrichtungen und Erfindungen gemacht, und ich bin itzo noch einmahl so lieb Kaiser, als vorher.

Nur der Theil von meinen Unterthanen, an den dies gelangt, ist mir immer doch gar zu klein und unbeträchtlich; und, was die Hauptsache ist, so weiß nun zwar dieser Theil viele Sachen, die er vorher nicht wußte, sonst aber ist er eher schlimmer als besser geworden. Ich möchte gern eine Aufklährung haben, dadurch Vater und Sohn, Mann und und Frau, Herr und Knecht ꝛc. für sich selbst und für einander, treuer und braver, und alle meine Unterthanen beßre Unterthanen, und ich ein beßrer Regent würden. Und ich bin sehr begierig zu erfahren, wie weit die Europäischen Aufklärer es in diesem Stück gebracht haben. Und wie sie das anfangen ꝛc.

N. S. So eben höre, daß ein Europäischer Clubb in Botany=Bay angekommen ist.

Die Apologie des Socrates.

Ich weiß nicht, Ihr Männer von Athen, was meine Ankläger auf Euch für einen Eindruck gemacht haben; ich aber bin beynahe durch sie über mich selbst irre gemacht worden, so künstlich und schön haben sie gesprochen, ob sie gleich, so zu reden, nicht ein wahres Wort gesagt haben. Eins hab ich, von dem vielen, darin sie Euch fälschlich berichtet haben, sonderlich und am meisten bewundern müssen, das nämlich, daß sie Euch heissen auf Eurer Huth seyn, um nicht von mir, als einem gewaltigen Redner, hintergangen zu werden. So etwas sagen zu dürfen, da sie doch auf der Stelle von mir, durch die That, werden widerlegt werden, denn ich bin, wie Ihr sehen sollet, auf keine Weise ein gewaltiger Redner, das scheint mir ihre unverschämteste Unverschämheit zu seyn — sie möchten denn etwa denjenigen einen gewaltigen Redner nennen, der die Wahrheit sagt; wenn sie das meinen, so muß ich selbst sagen, daß ich ein Redner bin, nur nicht nach ihrem Sinn. Sie also, wie gesagt, haben nichts wahres gesaget; mich aber sollt Ihr in allen Stücken und auf alle Weise die Wahrheit sagen hören. Aber, beym Jupiter! Ihr Männer von Athen, nicht in zierlicher und geblümter Rede, wie sie sprechen, sondern grade hin, und wie mir die Worte in den Mund kommen. Recht soll das, hoff' ich, seyn, was ich sage, und mehr

erwarte keiner unter Euch von mir. Denn, Ihr Männer, es schickt sich für mein Alter nicht, daß ich wie ein Knabe vor Euch auftrete, der mit Worten spielt. Ich ersuche also, und bitte es mir aus von Euch, daß Ihr Euch, wenn Ihr mich hier, in meiner Vertheidigung, eben so sprechen hört, als ich auf dem Markt bey den Wechselbänken, wo viele von Euch zugehöret haben, und anderswo zu sprechen pflegte, daß Ihr Euch das nicht wollet wundern und irre machen lassen. Denn, Ihr könnt mir glauben, ob ich gleich über 70 Jahr alt bin; so trete ich doch itzo zum ersten mahl vor Gericht auf, und ich bin in Wahrheit fremd in der hier gebräuchlichen Sprache. Wie Ihr nun, wenn ich würklich ein Fremder wäre, es mir vergeben würdet, wenn ich in der Sprache und nach der Art und Weise redete, darin ich erzogen wäre; so bitte ich Euch auch nun, und mich dünkt, ich bitte nichts unbilliges, mir die Art und Weise, wie ich rede, hingehen zu lassen — vielleicht gibts eine die schlechter ist, vielleicht auch eine, die besser ist — das aber, was ich sage, nicht hingehen zu lassen, sondern fleißig und schärf zu erwägen, ob es nämlich recht ist oder nicht. Denn grade darin besteht die Pflicht des Richters; so wie die Partheyen die ihrige gethan haben, wenn sie die Wahrheit sagen. Zuerst aber, Ihr Athenienser, muß ich mich gegen die Beschuldigungen vertheidigen, derer ich zuerst fälschlich bin angeklagt worden, und gegen die ersten Ankläger, und dann gegen die darauf folgende Beschuldigungen und gegen die letzten Ankläger. Denn

ich habe viele Ankläger, die mich schon seit lange und von vielen Jahren her, ohne allen Grund, bey Euch angeklagt haben; und die fürchte ich mehr als den Anytum und seinen Anhang, ob gleich auch diese wohl zu fürchten sind. Aber, Ihr Männer, jene sind es noch mehr, die vielen von Euch von Jugend auf immer allerhand unwahre Dinge von mir vorerzählt und weis gemacht haben: Z. E., daß ein gewisser Socrates sey, ein weiser Mann, der den Dingen, die im Himmel und unter der Erde sind, nachtrachte, und aus schwarz weis mache.« Welche eine solche Sage von mir ausgebracht haben, Ihr Männer von Athen, die sind für mich sehr gefährliche Ankläger. Denn wer das hört, der denkt gleich, daß Leute die sich mit solchen Dingen abgeben, an keine Götter glauben; hernach sind dieser Ankläger viele, und die da schon eine geraume Zeit vor Euch angeklagt haben, und dazu in einem Alter, darin ihr am meisten aufgelegt waret zu glauben, weil einige von Euch grade noch Kinder und junge Leute waren, und die da offenbar, da Niemand war, der mich vertheidigte, einen tumultuarischen Proceß geführt haben; das allerschlimmste aber ist, daß ich ihre Nahmen nicht weiß und angeben kann, wenn nicht etwa einer davon ein Comödienschreiber ist. Wie viele also ihrer aus Neid und Verläumdung Euch überredet haben, und alle, die, von andern überredet, wieder andre überredet haben, diese alle sind gar ungelegene und unbequeme Widersacher; denn ich kann nicht Einen von ihnen hier stellen, um ihn

zu widerlegen, sondern ich bin genöthiget, zu vertheidigen, wo Niemand ist, der angreift, und anzugreifen, wo Niemand ist, der sich vertheidiget.

Ihr sehet denn also selbst, daß, wie ich sage, meine Ankläger von zweierley Art sind: einige, die mich itzo angeklagt, und andre, welche es, wie gesagt, schon lange gethan haben; und Ihr werdet natürlich finden, daß ich mich zuerst gegen diese vertheidige; denn sie haben mich bey Euch am Ersten angeklagt, und viel ärger als die letzten. Es muß denn also vertheidigt seyn, Ihr Männer von Athen, und versucht werden, Euch ein Vorurtheil, das Ihr während einer langen Zeit habt, in einer so sehr kurzen Zeit zu benehmen. Und ich wünschte, wenn es Euch und mir besser ist, daß es sich so wollte thun lassen, und daß meine Vertheidigung noch zu etwas mehr dienen möchte. Ich weiß aber, daß dies große Schwierigkeiten habe; auch ist es mir nicht allerdings unbewußt, wovon hier die Rede ist. Aber, auch das gehe, wie es Gott gefällig ist; ich muß dem Gesetz gehorchen und mich vertheidigen. Ich will also bis zu dem Ursprung der Anklage zurückgehen, daraus mein böser Leumund entstanden ist, auf den sich Melitus verlassen, und diese seine gerichtliche Klage wider mich angebracht hat.

Wie lautet denn endlich die Verläumdung der Verläumder, denn wir müssen sie ordentlich in Form bringen, wie ein Kläger seine geschworne Anklage.

»Socrates ist ein böser Frevler, denn er trach»tet den Dingen nach, die im Himmel und unter

»der Erde sind, und macht aus schwarz weis, und »giebt in solchen Sachen Unterricht.« Das ist sie ohngefähr; und etwas ähnliches habt Ihr selbst in des Aristophanes Comödie gesehen, wo ein gewisser Socrates aufgeführt wird, sagend, daß er durch die Luft gen Himmel steige, und mehr andre dergleichen wunderliche Sachen, davon ich weder viel noch wenig verstehe.

Und ich sage dies nicht, um eine solche Wissenschaft, wenn jemand sich auf dergleichen versteht, zu verachten, und einen Proceß weniger mit dem Melitus zu haben; sondern ich verstehe würklich von solchen Sachen nichts. Und zwar berufe ich mich, auf viele von Euch, als Zeuge, und bitte Euch, daß Ihr Euch unter einander befragen und besprechen wollet, so viele Eurer mir jemahls zugehört haben, und derer sind nicht wenige von Euch; befragt Euch denn unter einander, ob einer von Euch mich jemahls von dergleichen Sachen hat reden hören, es sey wenig oder viel. Und sehet daraus, wäs es mit diesen und andern Dingen, die der große Haufe von mir sagt, für eine Bewandniß habe. Denn davon ist eben so wenig etwas wahr; so auch, wenn einer oder der andre von Euch etwa hat sagen hören, daß ich würklich andre unterrichte, und Geld damit verdiene, auch das ist nicht wahr. Zwar dünkt es mich keine üble Sache zu seyn, wenn jemand im Stande ist, die Menschen zu unterrichten, wie Gorgias der Leontiner, und Prodicus der Koer, und Hippias der Eleer. Denn jeder von diesen ist im

Stande, in jeder Stadt, dahin sie kommen, von den jungen Leuten, die doch den Umgang ihrer eignen Mitbürger umsonst haben können, welche sie wollen, zu bewegen, daß sie diesen Umgang aufgeben, und sich an sie halten, und dafür bezahlen, und noch Dank oben drein wissen. Es ist auch noch ein andrer Mann, ein Parier, hier, ein Weiser, von dem habe ich gehört, daß er sich hier aufhalte. Denn ich traf von ohngefähr Jemanden, der freigebiger gegen die Gelehrten ist, als alle andre, den Kallias, des Hipponicus Sohn, und fragte ihn, denn er hat zween Söhne; »Kallias, sagte ich, wenn deine Söhne Füllen oder Kälber wären, was für einen Lehrmeister wolltest du denn für sie annehmen, der sie abrichtete, wie Füllen und Kälber abgerichtet werden müssen.« »Ja, sagte er, irgend einen Bereiter oder Landmann.« »Nun sie aber Menschen sind, was willst du nun für einen Lehrmeister für sie annehmen? Wer ist der menschlichen und bürgerlichen Pflicht erfahren? Denn, da du Söhne hast, wirst du dich vermuthlich darum bekümmert haben? Ist, sagte ich, so einer hier oder nicht?« «Allerdings, antwortete er.« »Wie heißt er, sagte ich, was ist er für ein Landsmann, und was nimmt er?» Evenus, antwortete er, O Socrates, ein Parier, fünfhundert Drachmen.» Und ich habe den Evenus selig gepriesen, wenn er diese Kunst, wie er sie in Wahrheit inne hätte, auch so treu und mit Fleiß lehrte; ich würde mir auch selbst nicht wenig damit dünken, und groß damit thun, wenn ich dergleichen

verstünde; aber ich versteh es nicht. Ihr Männer von Athen. Vielleicht möchte aber einer antworten: Aber Socrates, was ist denn eigentlich dein Thun und Treiben? Woher sind solche Gerüchte von dir entstanden? Hättest du nie mehr oder weniger gethan, als was andre thun, so wäre so viel Gerede und Gerücht nicht geworden; du mußt also etwas von dem gewöhnlichen abweichendes und verschiedenes gethan haben; sage uns also, was das ist, damit wir nicht auch von dir mit ungewaschenen Händen urtheilen. Wer so spricht, scheint mir vernünftig zu sprechen, und ich will versuchen, ob ich Euch begreiflich machen kann, was das ist, das mir den Nahmen und das Gerede gemacht hat. Höret denn! Vielleicht wird das, was ich sage, einigen unter Euch wie Scherz vorkommen; wißt aber, daß ich Euch die lautre Wahrheit sage. Ich also, Ihr Männer von Athen, habe diesen Nahmen durch nichts anders als durch eine gewisse Weisheit erhalten. Durch was für eine Weisheit? Durch eine, die vermuthlich menschliche Weisheit ist; denn ich scheine würklich mit dieser begabt zu seyn. Die Weisheit aber, damit jene, von denen ich bisher geredet habe, etwa begabt sind, muß eine über- und unmenschliche seyn, oder ich weiß nicht, was ich sie nennen soll; denn ich bin dieser Weisheit nicht erfahren, und wer da sagt, daß ich ihrer erfahren sey, der sagt die Unwahrheit und will mich verläumden. Und werdet nicht ungehalten auf mich, Ihr Männer von Athen, wenn ich Euch etwas groß zu sprechen scheine. Denn ich gebe nicht,

als mein Wort, was ich sage; sondern ich will einen Sager anführen, und den werdet Ihr gelten lassen. Der Zeuge nämlich dieser meiner Weisheit, ob und was sie auch seyn mag, ist der Gott zu Delphi. Ihr kennt den Chäräphon; er war mein Freund von Kindesbeinen an, und der Freund von vielen unter Euch; er hat die bekannte Flucht mitgemacht, und kam mit euch zurück; Ihr wißt, was er für ein Mann war, und wie er trieb und durchsetzte, was er sich vornahm. Einmahl nun, als er nach Delphi kam, wagte er, folgendes den Gott zu fragen; aber, wie ich sage, Ihr müßt nicht unwillig werden, Ihr Männer; er fragte also, ob irgend Jemand weiser sey, als ich. Die Göttin gab die Antwort, daß Niemand weiser sey; und dies kann sein Bruder, der hier gegenwärtig ist, Euch bezeugen, da er selbst nicht mehr lebt. Seht nun, wozu ich Euch dies alles sage; ich will Euch nämlich zeigen, woher mein Leumund gekommen ist.

Als ich dies hörte, dachte ich in meinem Herzen darüber nach: Was sagt der Gott? Und was will er damit zu verstehen geben? Denn ich bin mir weder vieler noch weniger Weisheit bewußt. Was meint er denn, wenn er sagt, daß ich der weiseste sey? Lügen thut der nicht; denn das steht ihm nicht an.

Ich war lange Zeit ungewiß, was er meine. Hernach bin ich endlich auf folgenden Weg gekommen, seine Meinung herauszubringen. Ich gieng nämlich zu einem von den angesehenen Gelehrten, um hier, wenn irgendwo, den Götterspruch zu widerlegen, und

dem Orakel augenscheinlich zu zeigen, daß dieser weiser sey als ich, und du hast doch gesagt, daß ich es sey. Da ich nun diesen Mann scharf ins Auge faßte, mit Nahmen darf ich nichts neunen aber er war der Staatsmänner einer; da ich ihm also ins Auge faßte, fieng mir folgendes Licht an aufzugehen, ihr Männer von Athen. In der Unterredung also, die ich mit ihm hatte, schien mir dieser Mann vielen andern Menschen, und sonderlich sich selbst weise zu scheinen, es aber nicht zu seyn. Und hernach versuchte ich es, ihm zu zeigen, daß er zwar glaube, weise zu seyn, es aber nicht sey; dadurch aber machte ich ihn und viele von denen, die gegenwärtig waren, böse.

Beym Weggehen nun dachte ich bey mir selbst, du bist weiser als dieser Mensch. Denn es hat das Ansehen, daß keiner von uns beiden weiß, weder was schön noch was gut ist; dieser aber meinet etwas zu wissen, da er doch nichts weiß; ich aber, so wie ich nicht weiß, so meine ich auch nicht. Ich scheine also in einer Kleinigkeit weiser als er zu seyn, darinn nämlich, daß ich das, was ich nicht weiß, auch nicht zu wissen glaube. Von hier gieng ich zu einem andern von denen, die noch mehr angesehen waren, als dieser; und ich habe immer dasselbe wieder gefunden, und habe auch ihn und viele andere böse gemacht. Nach diesem und von nun an gieng ich, freilich mit dem Bewußtseyn und mit Betrübniß und Furcht, daß ich mich verhaßt mache; zu gleicher Zeit aber schien es mir, daß man das, was von Gott kömmt, über alles andre achten müsse, und wer den Götterspruch

verstehen lernen will, gehen müsse, bey allen, die sich etwas zu wissen dünken. Und auf Glauben, Ihr Männer von Athen! denn ich muß vor Euch die Wahrheit sagen, ich habe es in der That gefunden, wie folget: diejenigen, die ihrer Weisheit wegen am hochberühmtesten sind, und einen großen Nahmen haben, sind mir als die allerarmseligsten vorgekommen, nach der Weisung des Gottes zu Delphi angesehen; andre aber, die weit geringer geachtet werden, viel aufgelegter zum Klugwerden. Doch ich muß Euch mein ganzes Thun und Treiben erzählen, und was ich alles versucht und unternommen habe, damit mir das Orakel unwidersprechlich gewiß werden möchte.

Von den Staatskundigen gieng ich zu den Poeten, so wohl den Tragödien- als Dithyramben-Dichtern und den andern, auf daß hier meine geringere Weisheit an Tag komme, und ich gleichsam auf der That ertappt werden möchte. Ich sprach also mit ihnen über solche von ihren Gedichten, darin sie am meisten Sinn schienen gelegt zu haben, und fragte sie, was dies und das bedeute, damit ich zugleich etwas von ihnen lernen möchte. Aber ich schäme mich, Euch zu sagen, Ihr Männer, wie es doch würklich wahr ist. Gleichwohl muß es heraus. Und mit einem Wort, alle Anwesende sprachen beynahe von dem, was sie gemacht hatten, besser als sie selbst. Ich sahe also auch wieder bey den Poeten an dieser kleinen Probe, daß sie, was sie gedichtet, nicht aus Eingebung der Weisheit gedichtet hätten, sondern aus einer natürlichen Eingebung, und in einer Art von

Begeisterung, wie die Prophezeier und Weissager; denn diese sagen auch viele und schöne Sachen, verstehen aber nichts von dem, was sie sagen. So ohngefähr, und so etwas scheinen mir auch diese Begeisterung und die begeisterten Poeten zu seyn. Zugleich merkte ich auch, daß sie, ihrer Dichterey wegen, glaubten, auch in andern Dingen sehr weise Männer zu seyn, was sie aber nicht waren. Ich gieng also auch von hier weg, und glaubte, aus dem nämlichen Grunde wie vorhin bey den Staatsleuten, auch ihnen überlegen zu seyn. Zum Beschluß gieng ich nun zu den Künstlern; denn ich war mir bewußt, daß ich nichts wisse, so zu sagen; ich wußte aber gewiß, daß ich hier Leute finden würde, die viele und nützliche Sachen wüßten. Und darin betrog ich mich auch nicht; sie wußten würklich Sachen, die ich nicht wußte, und waren in diesem Stücke weiser als ich. Aber, Ihr Männer von Athen, eben den Fehler, den die Poeten hatten, schienen mir diese guten Künstler auch zu haben. Weil sie in ihrer Kunst Meister waren; so meinte ein jeder, er verstehe auch andere Dinge, große und kleine, meisterlich. Und dieser ihr Mißgrif machte jene Weisheit wieder zunicht, so daß, wenn ich mir selbst, im Nahmen des Orakels, die Frage vorlegte, was ich am liebsten wollte: so bleiben wie ich bin, und weder ihre Weisheit noch ihren Unverstand haben, oder beides haben, wie sie es haben, ich mir und dem Orakel antworten würde, daß es für mich viel besser sey, so zu bleiben wie ich bin. Durch diese Untersuchungen nun, Ihr Männer

von Athen, habe ich mir viele und sehr heftige und bittere Feindschaften zugezogen, und daraus sind mir denn die mancherley Verläumdungen entstanden, und auch der Nahme eines Weisen beigelegt worden; denn überall glauben die Leute, die umher stehen und zuhören: ich müsse in den Sachen, darin ich einen andern seiner Unwissenheit überführe, weise seyn. Ich aber glaube: Gott sey in der That und in der Wahrheit weise, und sage in diesem Orakel, daß die menschliche Weisheit wenig oder nichts werth sey; und er scheint bloß den Socrates zu nennen, und meinen Nahmen zu brauchen, um an mir ein Exempel zu geben, als wollte er sagen:

»Der, Ihr Menschen, ist der weiseste unter Euch, »der da, wie Socrates erkennet, daß er zur »Weisheit wahrhaftig untüchtig, und ganz und gar »nichts sey.«

Dies nun suche ich, bisher und noch, zu erforschen und zu erkunden nach dem Willen Gottes, und gehe bey Einheimischen und Fremden, wo ich von jemand höre, der weise seyn soll, und wenn er mir denn nicht so dünkt, so komme ich dem Gott zu Hülfe, und zeige ihm, daß er es nicht ist.

Und wegen dieser Angelegenheit habe ich nicht Zeit gehabt, weder in Stadt- noch in meinen häußlichen Geschäften irgend etwas von Bedeutung zu schaffen, sondern ich bin, dieses Gottesdienstes wegen, in großer Armuth allenthalben.

Dazu kommt noch, daß die jungen Leute, die mir nachgehen, die nichts zu versäumen haben, reicher

Leute Kinder, aus freien Stücken, daß die ihre Lust daran haben, wenn sie sehen, daß Leute ihres Irrthums überführt werden. Und sie ahmen mir auch vielfältig nach, und versuchen es selbst, andern an den Puls zu fühlen; und ich will glauben, daß sie denn genug und satt Menschen finden die etwas zu wissen meinen, aber wenig oder gar nichts wissen. Diese nun, die von ihnen so behandelt worden sind, die werden ihnen nicht böse, sondern mir, und sprechen denn: es sey ein gewisser Socrates, ein sehr gefährlicher Mann, und Jugendverderber. Und wenn denn jemand sie frägt, was ich thue und was ich lehre, so können sie zwar nichts sagen, denn sie wissen nichts. Damit sie aber sich nicht bloß geben, so sagen sie, was man gegen alle Philosophen zu sagen pflegt, nämlich: daß er dem, was im Himmel und unter der Erde ist, nachtrachte, keine Götter glaube, und aus schwarz weis mache. Denn die Wahrheit wollen sie wohl nicht sagen, daß sie nämlich der Welt offenbar werden, als Leute, die etwas zu wissen vorgeben, aber nichts wissen. Diese Leute nun, die ehrgeizig, heftig, und ihrer viele sind, und die ihr Wort fein und listig zu machen wissen, das sind die Leute, die mich, wayland und nun, bey Euch schwarz gemacht, und in übeln Ruf gebracht haben. Aus diesen ist nun Melitus gegen mich hervorgetreten, und Anytus und Lycon; Melitus mir feind, von wegen der Poeten, Anytus, von wegen der Künstler und Staatsleute, und Lycon, von wegen der Redner. — So daß ich mich also, wie ich gleich

anfangs gesagt habe, wundern würde, wenn ich im Stande wäre, Euch dieses Vorurtheil, daran so lange, und von so vielen gearbeitet worden ist, in einer so kurzen Zeit zu benehmen.

Da habt Ihr nun die Sache, so wie sie ist, Ihr Männer von Athen; ich habe Euch nichts verhehlt, weder viel noch wenig, und kein Blatt vor den Mund genommen. Und ich weiß auch, daß ich hier böse Leute gemacht habe. Das aber ist grade ein Beweiß, daß ich die Wahrheit sage, und daß mein böser Ruf das ist, was, und daß er so entstanden ist, wie ich sage. Und ihr mögt es nun itzo, oder ein andermal untersuchen, so werdet Ihr es immer so, und nicht anders finden. Und damit sey denn meine Vertheidigung an Euch, gegen das, des meine ersten Ankläger mich angeklagt haben, beschlossen.

Was den Melitum, den guten, den Patrioten, wie man sagt, und die andern anlangt, da will ich nun versuchen, meine Vertheidigung zu machen. Erst aber wollen wir, wie bey den andern Anklägern, so hier, die geschworne Anklage hören. Sie lautet so: »Socrates, sagen sie, ist ein böser Frevler, denn »er verdirbt die jungen Leute, und er glaubt nicht »die Götter, welche die Stadt glaubt, sondern andre »neue Dämonische Dinge.« Das ist nun die Beschuldigung. Wir müssen sie Stück für Stück beherzigen. Sie sagen also, daß ich ein böser Frevler sey, weil ich die jungen Leute verderbe. Ich aber, Ihr Männer von Athen, sage, daß Melitus ein böser

Frevler sey, weil er mit ernsthaften Sachen Scherz treibt, Leute ohne Ursache vor Gericht zieht, und die Miene macht, als wenn ihm an Dingen sehr gelegen wäre, darum er sich doch nie bekümmert hat. Daß aber dem so sey, will ich Euch nun darzuthun suchen. Sage mir denn also, Melitus, ist es nicht deine allerangelegentlichste Sorge, daß die jungen Leute recht und vollkommen gut werden?

M. Ja.

S. Wohlan, so sage denn diesen Männern hier, wer sie gut macht. Denn offenbar mußt du es wissen, es ist deine allerangelegentlichste Sorge. Da du nun den, der sie, wie du sagst verdirbt, ausgefunden hast, und mich hieher vor Gericht ziehest und anklagest; so nenne nun auch den, der sie gut macht, und zeige dem Gericht an, wer er ist. — Siehst du, Melitus, du schweigest, und weißt nicht, was du antworten sollst. Scheint dir das nicht übel zu stehen, und ein hinlänglicher Beweis von dem zu seyn, was ich sage, nämlich daß du dich um die jungen Leute nie bekümmert hast? Sage, du guter Melitus, wer bessert sie?

M. Die Gesetze.

S. Aber das frage ich nicht, Lieber, sondern welcher Mensch, der denn freylich diese Gesetze vorher wissen muß?

M. Diese Richter hier, Sokrates.

S. Was sagst du, Melitus? Sie könnten die jungen Leute erziehen und besser machen?

M. Allerdings.

S. Alle denn, oder nur einige von ihnen, andre aber nicht?

M. Alle.

S. Gut gesprochen, bey der Juno! Du beschenkst uns ja mit einem reichen Seegen von ersprießlichen Männern. Aber die Zuhörer hier, machen auch die sie besser oder nicht?

M. Auch die.

S. Und die Rahtmänner?

M. Auch die Rahtmänner.

S. Aber, Melitus, die in den Volksversammlungen versammelten Bürger, die verderben die jungen Leute, oder machen auch die alle sie besser?

M. Auch sie alle.

S. Also, alle Athenienser, bis auf mich, machen sie gut, und ich allein verderbe sie. Sagst du nicht das?

M. Allerdings, sag' ich das.

S. Du machest ja einen rechten Ausbund aus mir. Aber, antworte doch. Scheint dir das bey den Pferden eben so zu seyn, daß nämlich alle Menschen die sind, die sie besser machen, und daß ein einziger ist, der sie verdirbt? Oder hat nicht grade das Gegentheil Statt, daß nämlich ein einziger ist, der es versteht, sie besser zu machen, oder einige wenige Bereiter, und die andern alle, die mit Pferden umgehen, und handthieren, sie verderben? Ist es nicht so, Melitus, bey den Pferden, und bey allen andern Thieren? Es verhält sich würklich so, Du und Anytus mögt es sagen oder nicht sagen. Die

jungen Leute wären denn vor allen Thieren sehr glücklich, wenn nur ein einziger sie verdirbt, die andern aber sie gut machen. Aber, Melitus, du hast, mein' ich, genug verrathen, daß du an die jungen Leute nie gedacht hast; und zeigst offenbar deine Unbesonnenheit, da du nicht einmahl auf das, weswegen du mich hier vor Gericht ziehst, gesonnen hast. Sag uns aber noch, Melitus, wo ist besser zu wohnen, unter guten Bürgern oder unter bösen? — Nun so antworte doch, ich frage dich ja nichts schweres. Sollten nicht die Bösen denen, die ihnen beständig nahe, und um sie sind, immer etwas böses thun, die Guten aber etwas gutes?

M. Freylich.

S. Sollte wohl jemand seyn, der von denen, die mit ihm umgehen, lieber unglücklich als glücklich gemacht seyn will? Antworte, du Guter. Auch das Gesetz befiehlt zu antworten.

Sollte es einen geben, der unglücklich gemacht seyn will?

M. Nein, gewiß nicht.

S. Noch eins. Du ziehst mich hier vor Gericht, als der ich die jungen Leute verderbe, und sie böser mache, wie soll ich das thun, vorsetzlich, oder unvorsetzlich?

M. Vorsetzlich.

S. Wie, du wärest denn in deinen jungen Jahren so viel klüger, als ich in meinen alten, daß du einsiehest, die Bösen thun denen, die mit ihnen umgehen, böses, und die Guten gutes; ich aber wäre

so sinnloß, und sollte nicht begreifen, wenn ich von denen, die um mich sind, schlimmer mache, daß sie mir denn in Zukunft selbst schaden können; ich begriffe von der Gefahr, und von dem allen so wenig, daß ich ein so großes Uebel, wie du sagst, vorsetzlich thäte? Das, Melitus, überredest du mich nicht, und auch wohl keinen andern Menschen. Entweder ich verderbe gar nicht, oder ich verderbe unvorsetzlich. So daß du auf beyde Fälle lügst. Denn wenn ich unvorsetzlich verderbe, so ist es nicht Sitte, dergleichen unvorsetzliche Vergehungen ins Gericht zu bringen, sondern man nimmt einen Menschen unter vier Augen, und belehrt und ermahnt ihn eines bessern; denn natürlich, wenn ich eines bessern belehrt werde, so werde ich nicht mehr thun, was ich unvorsetzlich thue; aber du bist mir aus dem Wege gegangen, und hast mich nicht belehren wollen, ziehst mich aber hierher, wo nur die hingehören, die einer Bestrafung, nicht aber die einer Belehrung bedürfen. Doch, Ihr Männer von Athen, es ist schon erwiesen, was ich sagte, nämlich daß sich Melitus hierum, weder wenig noch viel, bekümmert habe.

Sage nun aber auch, Melitus, wodurch du meinst daß ich die jungen Leute verderbe? Nach deinem Klaglibel, lehre ich, die Götter nicht glauben, welche die Stadt glaubt, sondern andre neue dämonische Dinge. Sagst du nun nicht das, daß ich durch solche Lehre verderbe?

M. Allerdings sage ich das.

S. Aber, bey den nämlichen Göttern selbst,

wovon hier die Rede ist, Melitus, erkläre dich mir, und diesen Männern etwas deutlicher, denn ich verstehe nicht recht, ob du sagest, daß ich doch an irgend Götter glauben lehre, und sie auch selbst glaube, und also nicht ganz und gar ein Atheist bin. Ist das mein Frevel? Oder, daß ich nicht an die Götter der Stadt, sondern an andre glauben lehre. Und mein Frevel ist, daß ich andre lehre? Oder sagst du endlich, daß ich überall an keine Götter glaube, und so auch lehre?

M. Ja, das sage ich, daß du überall an keine Götter glaubest.

S. O du unbegreiflicher Melitus, warum sagst du denn das? Also ich halte weder die Sonne noch den Mond für Götter, wie andere Menschen?

M. Beym Jupiter nicht, Ihr Männer und Richter! Er sagt, daß die Sonne ein Stein, und der Mond eine Erde sey.

S. Lieber Melitus, du scheinst den Anaxagoras anzuklagen. Und beschimpfest also diese Männer, da du sie so unbelesen glaubst, als wüßten sie nicht, daß dergleichen in des Anaxagoras von Clazomene Schriften auf allen Seiten zu lesen ist. Und dergleichen Dinge sollten die jungen Leute von mir lernen, da es ihnen frey stehet, sie sich für einige Drachmen, wenns hoch kommt, aus der Comödie zu holen, und den Socrates auszulachen, wenn er solche Dinge, die überdem so abgeschmackt sind, für seine Erfindung ausgeben wollte. Aber beym

Jupiter, ist das würklich so dein Ernst, daß ich gar keinen Gott glaube?

M. Nein, beim Jupiter, gar keinen.

S. Du verdienst keinen Glauben, Melitus, und in diesem Stück, wie ich dich ansehe, bey dir selbst nicht. Ihr Männer von Athen, es kommt mir vor, daß dieser Mann uns nur zum Besten, und seine Anklage bloß aus Frevel und Knabenmuthwillen angebracht habe. Es sieht grade aus, als habe er ein Räthsel aufgeben und versuchen wollen, ob Socrates, der Weise, es wohl merken sollte, daß er seiner spottet, und offenbare Widersprüche sagt, oder ob er ihn und die andern Zuhörer richtig bey Nase führen werde. Denn er scheint mir in seiner Klage sich selbst grade so arg zu widersprechen, als wenn er sagte: Socrates frevelt, indem er keine Götter glaubt; das heißt aber, Scherz treiben. Seht Ihr nun mit zu, Ihr Männer, wie und warum er mir das zu sagen scheint. Antworte uns denn, Melitus, und Ihr vergesset nicht, wie ich Euch gleich anfangs gebeten habe, mir zu erlauben, daß ich den Beweiß in meiner gewöhnlichen Manier gebe. Ist wohl irgend ein Mensch, der da glaubet, daß es menschliche Dinge gebe aber keine Menschen? Laßt ihn antworten, Ihr Männer, und nicht immer andre Dinge kramen. Ist jemand, der pferdische Dinge glaubt, aber keine Pferde? Oder der keine flötenspielerische Dinge glaube, aber doch Flötenspieler? — Es ist kein solcher, du lieber Mann. Wenn du nicht antworten willst, so sage ich es dir, und den andern,

die hier sind. Das aber beantworte du noch: Ist jemand, der da glaubt, daß es dämonische Dinge, aber nicht glaubt, daß es Dämonen gebe?

M. — Nein.

S. Wie du so ungern daran gehst, daß auch, auf Befehl des Gerichts, kaum ein Wort heraus will. Sagst du nicht, ich glaube und lehre dämonische Dinge, sie mögen nun neu oder alt seyn? Dämonische Dinge also glaube ich, nach deiner eignen Angabe, und du hast es sogar in deinem Klaglibel beschworen. Wenn ich aber dämonische Dinge glaube, so muß ich doch wohl nothwendig auch Dämonen glauben. Ist das nicht wahr? — Das also ist wahr; denn weil du nicht antwortest, so nehme ich an, daß du es zugiebst. Nun die Dämonen werden für Götter, oder für Söhne der Götter gehalten. Giebst du das zu, oder nicht?

M. Freylich.

S. Wenn ich also, wie du sagst, Dämonen glaube, und Dämonen Götter sind, so wäre das ja, was ich behaupte, nämlich daß du Possen und Scherz treibest, und vorgiebst, ich glaube keine Götter, und glaube doch auch wieder Götter, weil ich Dämonen glaube. Sind aber Dämonen natürliche mit Nymphen oder andern erzeugte Söhne der Götter, wie sie denn dafür ausgegeben werden; welcher Mensch könnte denn glauben, daß es Söhne der Götter gäbe, aber keine Götter. Das wäre eben so widersinnig, als wenn jemand glaubte, daß es Söhne der Pferde und Esel gebe, nämlich Maulesel, aber nicht glaubte,

daß es Pferde und Esel gäbe. Du hast also dein Klaglibel aufgesetzt, Melitus, entweder, um den obbenannten Versuch mit uns zu machen, oder aber, weil es dir an einem würklichen Vergehen fehlte, des du mich hättest anklagen können. Denn es ist gar keine Procedur, irgend einem Menschen, wenn er nicht ganz von allem Verstand verlassen ist, überreden zu wollen, daß derselbe Mann Dämonen und Götter glaube, und wieder Dämonen und Götter und göttliche Menschen nicht glaube. Doch, Ihr Männer von Athen, daß ich kein böser Frevler bin, nach dem Klaglibel des Melitus, scheint mir keine Sache zu seyn, die erst weitläuftig vertheidigt werden müßte, sondern es ist an diesem genug. Was ich aber vorhin gesagt habe, daß nämlich viel und vieler Unwillen gegen mich ist, das wißt Ihr wohl, daß es wahr ist. Und das ist es auch, was mich zu Grunde richten wird, wenn mich etwas zu Grunde richtet; nicht Melitus noch Anytus, sondern die Verläumdung und der Neid des großen Haufens. Was schon so viele andre und gute Männer zu Grunde gerichtet hat, das wird auch künftig zu Grunde richten, und es wäre sonderbar, wenn es bey mir feyern sollte.

Es möchte aber jemand von Euch sagen, schämst du dich aber nicht, Socrates, daß du ein Geschäft getrieben hast, das dir nun vielleicht dein Leben kosten wird? Wer nun so sagt, dem will ich ein wahres Wort dagegen sagen. Du sprichst nicht wohl, Mensch, wer du auch bist, wenn du meinst, daß ein Mann, an dem nur ein Haar gut ist, Gefahr

und Leben oder Tod in Anschlag bringen, und daß er nicht darauf allein sehen müsse, wenn er handelt, ob er recht handle oder unrecht, wie ein guter oder wie ein schlechter Mann. Nach deiner Philosophie wären ja die Halbgötter Narren, so viel ihrer vor Troja gefallen sind, und unter andern der Thetis Sohn, der die Gefahr, gegen Schande und Makel so gering achtete, daß, als ihm, auf dem Wege den Hector umzubringen, seine Mutter, die doch eine Göttin war, folgendes ungefähr sagte: »wenn du den Tod deines Freundes Patroclus rächest, und den Hector umbringst, so mußt du selbst sterben, denn du und Hector gehen mit einander;« daß er, da er das gehört hatte, gleichwohl Tod und Gefahr Tod und Gefahr seyn ließ, und viel mehr fürchtete, mit Schande zu leben, und die ihm lieb waren, nicht zu rächen. Er antwortete alsobald: »Mag ich sterben, wenn ich diesen Bösewicht bezahle; daß ich nur nicht hier zum Gelächter und als ein Taugenichts bey den hohlen Schiffen sitze.« Scheints dir, daß er auf Tod und Gefahr sonderlich gesehen habe? — Und so ist auch die Sache in Wahrheit, Ihr Männer von Athen, Wo sich einer nach seiner besten Ueberzeugung hinstellt, oder wo er von seinen Vorgesetzten hingestellt wird, da muß er, meines Bedünkens bleiben und aushalten, die Schande fürchten, und ausserdem nichts, weder Tod noch sonst etwas. Ich hätte sonst sonderbar gehandelt, Ihr Männer von Athen, als ich in Potidäa, in Amphipoli und Delium da stehen blieb, wo die Vorgesetzten,

die Ihr mir vorgesetzt hattet, mich hinstellten. — Ich blieb damals stehen, wie ein jeder anderer auch, und lief die Gefahr, getödet zu werden.

Und nun Gott, wie ich glaube und überzeugt bin, mich hingestellt hat, als ein Weisheit-Liebhaber zu leben, und mich selbst und andre zu forschen und zu prüfen, nun wollte ich weichen, und aus Furcht des Todes oder sonst einiges Dinges meinen Platz verlassen? — Denn wäre ich niederträchtig, und einer könnte mich mit Wahrheit und mit Recht vor Gericht anklagen, daß ich nicht an Götter glaube, weil ich dem Orakel nicht gehorsam bin, und weil ich den Tod fürchte und mich also weise dünke, da ich es doch nicht bin. Denn, Ihr Männer, den Tod fürchten ist nichts anders, als sich weise dünken, da man es nicht ist; nichts anders, als das zu wissen glauben, was man nicht weiß. Niemand kennt den Tod, und Niemand weiß, ob er nicht vielleicht das größte Gut für den Menschen ist; und sie fürchten ihn, als wenn sie gewiß wüßten, daß er das größte Uebel sey. Ist denn das nicht jener Unverstand, der schändlichste von allen, der nämlich: zu wissen glauben, was man nicht weiß. Ich aber, Ihr Männer, bin in diesen Punkt auch hier von den meisten Menschen verschieden; und wenn ich sagte, daß ich darinn weiser bin, als ein andrer, so ist das hier: daß ich, so wie ich »das nach dem Tode« nicht hinlänglich weiß, es auch nicht glaube zu wissen. Aber dem Bessern, Gott oder Mensch, nicht gebührlich begegnen und ihn nicht hören, daß das böse und schändlich ist,

das weiß ich. Ich werde also, für das Böse, von dem ich weiß, daß es böse ist, das, von dem ich nicht weiß, ob es nicht vielleicht gut seyn kann, in keine Wege fürchten noch fliehen. So daß, wenn Ihr mich nun entliesset, und dem Anytus nicht Gehör gäbet, der da gesagt hat, entweder Ihr hättet mich gar nicht vor Gericht ziehen müssen, oder, nun Ihr es einmal gethan habt, müsset Ihr mich auch tödten, weil sonst, wenn ich davon komme, Eure Söhne der Lehre des Socrates nachlaufen, und alle ganz und gar würden verdorben werden; ich sage, wenn Ihr mich entlassen wollet, und zu mir sprächet: Socrates, wir geben dem Anytus nicht Gehör, sondern wir entlassen dich, doch auf die Bedingungen, daß du dich mit jener Prüfung und dem Weisheitliebhaben nicht weiter befassest; wirst du aber wieder darauf ertappt, so sollst du sterben. Wenn Ihr nun das thätet, so würde ich Euch sagen: Ihr Männer von Athen, ich ehre und liebe Euch, gehorche aber Gott mehr als Euch, und so lange noch der Odem und das Leben in mir sind, werde ich nicht aufhören, mich mit der Weisheit zu beschäftigen, und Euch zu vermahnen und zurecht zu weisen, und wo ich einen von Euch treffe, ihm zu sagen, wie ich bisher gethan habe: Du guter Mensch, du bist aus Athen, aus der Stadt, die wegen ihrer Weisheit und Stärke unter allen Städten am größten und berühmtesten ist, und du schämst dich nicht, nach Reichthum, Ehre und Ansehen zu streben, als wenn sie dein größtes Gut wären; um Verständigkeit aber und Wahrheit, und

wie deine Seele gebessert werden möge, kümmerst und sorgest du nicht. Und wenn denn einer von Euch dagegen anspräche und sagte: er sorge darum; so würde ich ihn nicht gleich fahren lassen, noch fortgehen, sondern ich würde ihn fragen und forschen, und zu sich selbst bringen. Und, wenn er mir nicht schiene, Tugend würklich zu besitzen, sie aber auszuhängen; so würde ich ihm schelten, daß er die höchsten Dinge am geringsten, und die geringsten am höchsten achtet. Das würde ich thun, an Jung und Alt, wo ich sie träfe, und Fremden und Einheimischen; den Einheimischen aber, da ihr mir näher verwandt seyd, am meisten. Denn das befiehlt Gott, wißt Ihr wohl! — und ich glaube, daß Euch keine größere Wohlthat je in der Stadt geworden ist, als mein Gehorsam gegen Gott. Denn ich thue nichts anders, als daß ich herumgehe, und Euch, Junge und Alte, bitte und rathe: nicht zuerst für den Leib und für Reichthum; noch für sonst irgend etwas so sehr zu sorgen, als für die Seele, daß die vollkommen werde; Euch sagend: daß Tugend nicht aus Reichthum komme, sondern der Reichthum, und alles, was die Menschen als Menschen und als Bürger glücklich machen kann, aus der Tugend.

Wenn ich nun damit, daß ich dies sage, die jungen Leute verderbe; so müßte denn dies schädlich und verderblich seyn. Spricht aber jemand, daß ich etwas anders als dies sage, der sagt nichts. Weiter sage ich, Ihr Männer von Athen, gebt dem Anytus Gehör oder nicht, sprecht mich los oder nicht;

ich werde nie etwas anders thun, auch nicht, wenn ich mehr als einmal sterben müßte. Werdet nicht ungehalten, Ihr Männer von Athen, sondern erfüllt meine Bitte; ich habe Euch gebeten: über das, was ich sage, nicht ungehalten zu werden, sondern anzuhören. Und zwar werdet Ihr, meines Bedünkens, beym Anhören selbst gewinnen. Denn ich habe Euch noch einige andere Dinge zu sagen, die Euch noch empfindlicher machen könnten. Aber werdet nicht empfindlich. Denn Ihr wisset wohl, wenn Ihr mich ums Leben bringet, so wie ich bin, und mich beschrieben habe, so schadet Ihr mir nicht mehr, als Euch selbst. Mir wird nichts schaden, nicht Melitus noch Anytus. Sie können es nicht. Denn es ist nicht nach Gottes Ordnung, daß der bessere Mann von dem schlechteren beschädigt werde. Er kann ihn wohl um sein Leben, oder aus dem Lande, oder in Schmach und Unehre bringen; und dies alles hält er vielleicht, und mancher andrer mit ihm, für ein großes Unglück; ich halte es nicht dafür, sondern ich halte es für ein viel größeres, wenn jemand, wie dieser hier thut, darauf ausgeht, einem Manne ungerechter Weise den Todt zu bereiten. Wenn ich mich also vertheidige, Ihr Männer von Athen, so geschieht das ganz und gar nicht um meinetwillen, wie mancher wohl denken mag; sondern um Euretwillen, damit Ihr Euch, durch ein Urtheil wider mich, an der Gabe nicht versündiget, die Euch Gott gegeben hat. Denn Ihr werdet, wenn Ihr mich ums Leben bringt, wahrlich nicht leicht so einen wieder finden,

der, so lächerlich es klingen mag, der Stadt von Gott gesetzt ist, als wenn sie ein Roß wäre, das groß und von guter Race, aber seines vielen Flei-sches wegen etwas träge ist, und durch Sporn oder Peitsche angetrieben seyn will. Zu einem solchen Treiber scheint Gott mich bey der Stadt hingestellt zu haben, der ich, einen jeden von Euch zu ermun-tern, zu ermahnen und zu bestrafen, nicht ruhe, und den ganzen Tag und allenthalben die Peitsche um den Kopf gehen lasse. So einer nun, Ihr Männer, kömmt Euch so leicht nicht wieder. Darum, wenn Ihr meinen Rath hören wollt, so geht säuberlich mit mir um. Vielleicht aber werdet Ihr im ersten Un-willen, wie Schläfernde, die geweckt werden, über mich herfahren, und mich, aufs Wort des Anytus, kurz und gut ums Leben bringen. So müßet Ihr denn Eure übrige Lebenszeit fortschläfern, wenn Gott nicht für Euch sorgen und Euch nicht etwa einen an-dern schicken sollte.

Daß ich aber würklich so einer bin, der von Gott der Stadt gegeben ist, das könnt Ihr daran erkennen. Denn scheint das menschlich, daß ich alles, was mich selbst betrift, hintansetze, und meine häusliche Angelegenheiten vernachläßigt werden lasse, nun so viele Jahre schon; das Eure aber immer treibe, indem ich, auf meine eigne Hand, zu einem jedweden gegangen bin, und ihn, wie einen Vater oder ältern Bruder, zur Tugend ermahnet habe. Und hätte ich noch hievon einigen Nutzen gehabt, oder hätte mir meine Ermahnungen bezahlen lassen, so-

hätten sie doch etwas zu sagen. Nun seht Ihr aber, meine Ankläger, die in allen übrigen Stücken so unverschämt anklagen, haben doch nicht so unverschämt seyn können, einen Zeugen zu bringen, daß ich jemals einige Bezahlung weder genommen noch verlangt hätte. Ich aber bringe, meine ich, einen gültigen Zeugen, daß ich die Wahrheit sage, meine Armuth nämlich.

Vielleicht aber möchte jemand denken, es sey sonderbar, daß ich Privatleuten solchergestalt rathe und es mir dabey so sauer werden lasse, und doch nicht das Herz habe, öffentlich und in Eurer Versammlung aufzutreten und der Stadt zu rathen. Die Ursache von dem nun ist, jenes Göttliche und Dämonische — jene Stimme, die sich mir bisweilen hören läßt, von der ich Euch mehrmalen und verschiedentlich gesprochen habe, welcher aber auch Melitus in seinem Klaglibell Erwähnung gethan und darüber gespottet hat.

Mir ist es von Jugend auf geschehen, daß sich mir eine gewisse Stimme hat hören lassen; und wenn sie sich hören läßt, so hält sie mich immer ab von dem, was ich thun will; sie treibt aber niemals an. Das ist es, was mich hindert, mich mit Staatsangelegenheiten zu befassen; und es scheint, sehr gut zu seyn, daß ich gehindert worden bin. Denn Ihr wißt wohl, Ihr Männer von Athen, daß, wenn ich mich vor langer Zeit mit Staatssachen befaßt hätte, ich vor langer Zeit schon verlohren gewesen wäre. Ich hätte also Euch nicht genützt, und mir

selbst auch nicht. Und zürnet nicht, wenn ich die Wahrheit sage. Kein Mensch kann gut fahren, weder unter Euch, noch in irgend einem zahlreichen Collegio, der aufrichtig sich widersetzt und verhindern will, daß nicht viele Ungerechtigkeiten und Unregelmäßigkeiten im Staat geschehen; sondern wer in Wahrheit für die Gerechtigkeit streitet, der muß nothwendig ein Privatmann bleiben und nicht öffentlich auftreten, wenn er anders einige Zeitlang sich erhalten will.

Ich will Euch darüber große Beweise beybringen, nicht Worte, sondern, worauf Ihr seht, Facta.

Höret also, was mir begegnet ist, damit Ihr wisset, wie ich Niemanden nicht leicht nachgebe, den Todt über die Gebühr fürchtend; aber wie ich auch, weil ich nicht nachgebe, bald darauf gegangen wäre. Ich muß Euch an unangenehme Sachen und gerichtliche Symptomen erinnern, aber sie sind wahr. Ich habe nie in der Stadt irgend ein Amt verwaltet, aber Rathmann bin ich gewesen. Und es traf sich, daß unsre Antiochis-Zunft grade an der Regierung war, als Ihr beschlossen hattet, die zehn Schiff-Capitaine, welche die in der Seeschlacht gebliebene nicht hatten begraben lassen, alle mit einander zu verdammen; widersetzlich, wie es in der Folge Euch allen gedünkt hat. Damals war ich der einzige unter den Prytanen, der sich dagegen setzte, daß von Euch nicht wider die Gesetze gehandelt würde, und ich stimmte für das Gegentheil. Und obgleich die Advocaten schon bereit standen, mich anzugehen und

vors Gericht zu ziehen, und Ihr es zu befördern suchtet, und die Stimme laut erhobet; so hielt ich doch dafür, daß ich, mit dem Gesetz und Gerechtigkeit auf meiner Seite, lieber alles wagen müßte, als, aus Furcht der Bande und des Todes, mit Euch eine Ungerechtigkeit beschliessen. Und dies geschahe, als die Stadt noch democratisch war. Hernach ward die Oligarchie eingeführt, und die dreißig Tyrannen ließen mich nebst vier andern in die Archivkammer rufen, und befahlen uns, den Salaminer Leon von Salamis herzuholen, daß er getödtet würde. Sie gaben vielen andern noch eben dergleichen Befehle, um auf die Art desto mehrere in die Ungerechtigkeiten zu verwickeln. Damals habe ich nicht mit Worten sondern mit der That gezeigt, daß ich mir aus dem Tode nicht das mache, wenn ich mich so alltäglich ausdrücken darf, daß ich mir aber daraus, nichts ungerechtes und unredliches zu thun, sehr viel mache. Denn mich hat jene Regierung, so scharf sie auch war, nicht erschreckt, daß ich etwas Ungerechtes angerichtet hätte. Sondern als wir aus der Archivkammer herauskamen, giengen die andern viere nach Salamin und holten den Leon, ich aber gieng meinen Gang nach Hause. Und vielleicht hätte es mir das Leben gekostet, wenn jene Regierung nicht bald darauf wäre abgeschaft worden. Und dies alles können Euch viele Leute bezeugen. Meint ihr nun noch, daß ich meine Jahre so hoch gebracht hätte, wenn ich in öffentliche Aemter getreten, und als ein guter Mann meine Schuldigkeit gethan, der

gerechten Sache beygestanden, und dies, wie von Rechtswegen, jeder andern Betrachtung vorgezogen hätte? Daran fehlt viel, Ihr Männer von Athen, und eben so wenig irgend ein andrer Mensch. Nun aber habe ich in meinem ganzen Leben, wenn ich öffentlich gehandelt habe, mich als ein solcher betragen; und eben so in meinem Privatleben, denn ich habe niemals jemand etwas nachgesehen, das wider die Gerechtigkeit war, weder einem andern, noch einem von denen, die meine Verläumder für meine Schüler ausgeben. Ich aber bin eigentlich nie irgend eines Menschen Lehrmeister gewesen. Hätte aber jemand Lust, das zu hören, was ich sage, und wie ich mich mit mir selbst nehme, dem habe ich es nie gewehrt, er mochte jung oder alt seyn. Auch habe ich nicht für Geld geredet und ohne Geld geschwiegen; sondern Reichen und Armen, die mich fragen wollten, bin ich zu Diensten gestanden, einem wie dem andern, und sie haben, wenn einer gewollt hat, auf das, was ich sagte, auch wieder antworten können. Es möchte also einer von diesen besser geworden seyn oder nicht besser, so hätte ich es mit Recht nicht zu verantworten, denn ich habe Niemand versprochen, etwas zu lehren, und habe auch nichts gelehrt. Und wenn einer sagt, daß er von mir unter vier Augen etwas gelernt oder gehört habe, was alle andre nicht gehört haben, der, wißt ihr wohl, sagt nicht die Wahrheit. Warum aber einige immer so gerne mit und bey mir gewesen sind, das habt Ihr gehört, ihr Männer von Athen. Ich habe Euch alles nach der

Wahrheit berichtet, nämlich daß sie ihre Lust daran haben, zuzuhören, wenn Leute, die sich für weise halten und es nicht sind, zu Recht gewiesen werden. Es ist auch nicht unangenehm: Mir aber ist, wie ich sage, dieses zu thun, von Gott befohlen worden, durch Orakel und Träume und auf alle andere Art, wie die göttliche Antwort jemals dem Menschen etwas zu thun befohlen hat.

Das nun, Ihr Männer von Athen, ist nicht allein wahr, sondern auch klar am Tage. Denn verdürbe ich junge Leute, und hätte junge Leute verdorben, so würden einige von ihnen, die älter geworden, und einsähen, daß ich ihnen in der Jugend bösen Rath gegeben hätte, nun entweder selbst auftreten, und klagen und mich gestraft haben wollen, oder wenn sie nicht selbst wollten, so würden doch von den Ihrigen, Väter, Brüder oder andre Anverwandte, wenn ihre Angehörigen durch mich irgend zum Bösen verleitet worden wären, so würden die mir das gedenken und auf meine Bestrafung dringen. Es sind ihrer, wie ich sehe, gar viele dahier gegenwärtig, erstlich Krito hier, mein Alter- und Zunft-Genoß, des Critobulus Vater; hernach Lysanias aus Sphettus, dieses Aeschines Vater; ferner Anthiphon aus Cephinsia, des Epigenes Vater. Es sind auch noch andre hier, deren Brüder zu meinen Freunden gehört haben, als Nicostratus, des Zotides Sohn und des Theodotus Bruder; und Thedotus ist todt, daß er also bey diesem für mich bitten kann; und hier Parolus, des

Demodocus Sohn, von dem Theages ein Bruder war, wie auch Adimantus, Aristons Sohn, dessen Bruder dieser Plato hier ist; und Acantidorus, von dem Apollodorus ein Bruder ist. Ich könnte Euch noch andre viele nennen, von denen Melitus einen vor allen andern, als Zeugen für sich, hätte anführen müssen. Und wenn er es damals etwa vergessen hat, so führe er nun einen an, ich erlaube es ihm, und er spreche, wenn er einen solchen hat. Aber gerade das Gegentheil Ihr Athenienser. Ihr werdet alle diese Männer bereit finden, mir beyzustehen, der ich ihre Angehörigen verdorben, der ich ihnen böses gethan habe, wie Melitus und Anytus sagen. Die verdorbenen selbst hätten vielleicht noch Ursache, mir beyzustehen; die nicht Verdorbenen aber, die Angehörige von diesen und schon Männer von Jahren sind, was haben die anders für Ursache, mir beyzustehen, als Recht und Gerechtigkeit: weil sie nämlich überzeugt sind, daß Melitus lügt, ich aber die Wahrheit sage? Mag es denn, Ihr Männer! Was ich also etwa zur Vertheidigung vorzubringen hätte, das wäre denn dieses und dergleichen mehr.

Vielleicht aber möchte der eine oder der andre von Euch ärgerlich werden, wenn er an sich selbst zurückdenkt, wie nämlich er, auch in einer viel weniger mißlichen Lage vor den Richtern mit vielen Thränen gebeten und geflehet hat, und, um desto besser Mitleiden zu erregen, seine Kinder und andre Hausgenossen und viele Freunde hat auftreten lassen;

ich aber nichts dergleichen thue, da ich doch hier, wie ich selbst glaube, in der allergrößten Gefahr schwebe.

Vielleicht, sage ich, möchte Jemand, wenn er das bedenkt, mir aufsäßiger seyn, darüber aufgebracht werden, und so im Unwillen seine Stimme geben. Wenn nun das bey einem oder den andern der Fall wäre, ich will es nicht glauben, aber wenn es wäre, so scheint es mir nicht uneben gesprochen, wenn ich zu ihm spräche: Auch ich, Lieber, habe Angehörige, und, wie Homer sagt, »Ich bin auch nicht von Holz und Stein hergekommen, sondern von Menschen.« Also, Ihr Männer von Athen, ich habe auch Angehörige, und drey Söhne, einer schon ein Jüngling und zwey noch Kinder; aber doch lasse ichs wohl bleiben, einen von ihnen hier auftreten zu lassen, und Euch um Loßsprechung zu bitten. Warum aber will ich so etwas nicht thun? Nicht aus Trotz, Ihr Athenienser, noch aus Verachtung gegen Euch — ob ich aber vor dem Tode bange bin, das ist eine andre Frage. Um meiner und Eurer und der ganzen Stadt Ehre willen halte ich es für mich nicht schicklich, dergleichen zu thun, da ich in den Jahren bin, und einen solchen Namen habe, gleichviel, mit Recht oder Unrecht.

Es ist doch einmal allgemein angenommen, daß Socrates, sey es auf welche Art es wolle, vor vielen Menschen etwas voraus habe. Wenn nun die unter Euch, die dafür angesehen sind, daß sie etwas voraus haben an Weisheit, Tapferkeit oder irgend

einer andern Tugend; ich sage, es würde sehr schimpflich seyn, wenn die sich so betragen wollten, als ich verschiedentlich einige, da sie gerichtet werden sollten, gesehen habe — die wurden zwar für etwas angesehen, gebehrten sich aber sehr wunderlich, als glaubten sie, daß sie, wenn sie sterben sollten, etwas ganz entsetzliches leiden würden, und als würden sie unsterblich seyn, wenn Ihr ihnen das Leben nicht nähmet. Diese scheinen mir der Stadt eine Unehre zu machen, so daß auch von den Auswärtigen mancher auf die Gedanken kommen könnte, als hätten die vorzüglichsten und treflichsten unter den Atheniensern, welche ihre eigne Mitbürger zu den Regierungsgeschäften und andern Ehrenstellen auswählen, als hätten die vor Weibern nichts voraus. Dergleichen nun, Ihr Männer von Athen, schickt sich für Euch, die nur irgend was seyn wollen, nicht zu thun, noch es, wenn wir es thun, zu leiden; sondern grade darin setzt Eure Ehre, daß Ihr den, der solche weinerliche Comödien aufführt, und die Stadt lächerlich macht, vielmehr verurtheilt, als einen, der sich ruhig beträgt. Aber, diese Ehre und Unehre abgerechnet, scheint es mir unrecht; so wohl, daß man den Richter bittet, als auch, daß der loßgesprochen wird, der ihn bittet. Man soll ihn unterrichten und überzeugen. Denn er sitzt nicht da, daß er die Gerechtigkeit verschenke, sondern, daß er urtheile, was gerecht ist. Und er hat geschworen, nicht nach Gunst zu handeln, wo und wie es ihm gut dünkt, sondern nach den Gesetzen zu sprechen. Wir also müssen Euch

nicht angewöhnen, meineidig zu werden, und Ihr müßt Euch dergleichen nicht angewöhnen lassen. Wir würden sonst an beiden Seiten unsere Religion schlecht bedenken. Verlanget denn also nicht, Ihr Männer von Athen, daß ich vor Euch das thue, was ich weder für schicklich, noch für gerecht, noch für religiös halte; und um so weniger, beym Jupiter, da ich grade von diesem Melitus hier der Irreligiosität angeklagt werde. Denn wenn ich Euch, als geschworne Leute, bereden oder durch Bitten übernehmen wollte, so würde ich ja offenbar Euch glauben lehren, daß keine Götter sind, und würde grade in meiner Vertheidigung mich selbst anklagen, daß ich keine Götter glaube. Aber die Sache verhält sich ganz anders. Denn, Ihr Männer von Athen, ich glaube Götter, wie keiner von denen, die mich anklagen: und Euch geb' ich es anheim, und Gott, über mich ein Urtheil zu sprechen, wie es für mich am besten seyn wird, und für Euch.

Daß ich, Ihr Athenienser, über das, was eben geschehen ist, da Ihr mich nämlich verdammet habt, daß ich darüber nicht unwillig bin, dazu tragen manche andre Dinge bey. Auch ist dies Geschehene mir nicht unerwartet geschehen; ich wundre mich vielmehr über das Verhältniß der beyderseitigen Stimmen. Denn ich hätte nicht gedacht, daß eine so kleine Ueberzahl,

sondern daß eine große entscheiden würde. So aber hat es das Ansehen, ich wäre entronnen, wenn nur drey Stimmen anders gefallen wären. Dem Melitus bin ich, wie es mir scheint, auch itzo entronnen: und nicht allein entronnen, sondern es ist ganz offenbar, daß er, wenn Anytus und Lycon nicht auch aufgestanden wären, mich anzuklagen, nicht den fünften Theil der Stimmen gehabt hätte, und also 1000 Drachmen Strafe hätte bezahlen müssen. Dieser Mann erkennt mich also des Todes werth! Mag er. Ich aber, welcher Strafe soll ich mich nun vor Euch werth erkennen? Natürlich wohl der verdienten. Was denn für einer? Was habe ich verdient, zu leiden oder zu leisten, daß ich auf eine vernünftige Art in der Welt thätig gewesen bin; daß ich mich um Gelderwerb und Haushaltung, um militair- und bürgerliche und andere Ehrenstellen und Aemter, und um Händel- und Parthey-machen in der Stadt nicht bekümmert, und mich würklich zu gut gehalten habe, auf diese Art Dank zu verdienen; daß ich also da, wo ich mit meiner Mühe weder Euch noch mir selbst nützlich seyn konnte, nicht hingegangen bin; daß ich aber grade dahin überall, wo ich, nach meinen Gedanken, die größte von allen Wohlthaten an den Mann bringen konnte, daß ich dahin gegangen bin, und einem jeden von Euch gerathen habe, nicht am meisten und zuerst für das seine zu sorgen, sondern zuerst für sich zu sorgen, daß er nämlich vollgut und verständig sey; nicht eher für die Wälle als für die Stadt, und so in allen übrigen Dingen zu

sorgen — was habe ich nun damit, daß ich das gethan habe, verdient zu leiden? Etwas gutes, Ihr Männer von Athen, wenn Ihr anders wahrhaftig nach Würden erkennet, und zwar so etwas Gutes, das sich für mich paßt. Was paßt sich denn für einen Mann, der arm ist und betriebsam, und der zu dem Vermahnungsgeschäft an Euch Freyheit von andern Geschäften braucht? Es paßt sich nichts in der Welt so gut, Ihr Athenienser, als daß ein solcher Mann auf dem Prytaneo, auf Unkosten des Staats, unterhalten werde; und vielmehr er, als einer von Euch der in dem olympischen Pferde- und zwey- und vierspännigen Wagen-Rennen gesiegt hat. Denn dieser macht nur, daß Ihr glaubt, glücklich zu seyn; ich aber, daß Ihr es seyd; er bedarf des Unterhalts nicht, ich aber bedarf sein. Wenn ich mich also nach Recht und Billigkeit einer Strafe werth erkennen soll; so erkenne ich mich dieser werth nämlich der freien Unterhaltung auf dem Prytaneo. Vielleicht aber scheine ich Euch hierinn eben so halsstarrig und trotzig zu sprechen, als vorhin, wo ich vom Mitleiderregen und Flehen sprach. Es ist aber nicht das, Ihr Männer von Athen, sondern es ist vielmehr so etwas. Ich bin mir bewußt, daß es mein Vorsatz ist: keinem Menschen Unrecht zu thun; überreden kann ich Euch aber des nicht, denn die Zeit darinn wir mit einander sprechen ist kurz. Wenn es bey Euch, wie bey andern Menschen, Sitte wäre, über eine Lebens-Sache nicht einen einzigen sondern mehrere Tage zu richten; so würdet ihr vielleicht

überredet werden. So aber ist es nicht wohl möglich, in weniger Zeit große Verläumdungen zu tilgen. Da ich also überzeugt bin, daß ich Unrecht thun will; so werde ich um so weniger mir selbst Unrecht thun, und selber gegen mich selbst sagen daß ich etwas Böses verdient habe, und mir eigenhändig dergleichen zuerkennen. Ich sollte, aus Furcht, und daß mir das widerfahre, dessen Melitus mich werth erkennet und von dem ich sage daß ich nicht weiß ob es etwas Gutes oder etwas Böses sey, ich sollte dafür etwas wählen von dem ich gewiß weiß daß es böse ist, und mich dessen werth erkennen? Etwa der Gefangenschaft? Und was soll ich im Kerker leben, unter der Gewalt der Eilf Männer, aus der keine Erlösung ist? Oder etwa einer Geldstrafe, und gefangen sitzen, bis ich bezahle? Das würde für mich grade das vorige seyn; denn ich habe kein Geld, daß ich bezahlen kann. Doch, ich kann mir das Exilium zuerkennen, und vielleicht träfe ich denn Euren Sinn. Aber ich müßte mit einer großen Liebe zum Leben besessen seyn, Ihr Athenienser, wenn sie mir den Kopf so verrücken könnte, daß ich dächte, Ihr die Ihr meine Mitbürger seyd Ihr hättet meinen Umgang und meine Reden nicht tragen können, sondern sie wären Euch zur Last und unleidlich geworden, daß Ihr nun sucht sie Euch vom Halse zu schaffen; andre aber würden sie leicht tragen. Das ist weit gefehlt, Ihr Männer von Athen. Es würde denn ein schönes Leben für mich seyn, in meinen Jahren auszuwandern, und mich aus einer Stadt in die

andre zu treiben und treiben zu lassen. Denn ich weiß, wo ich hinkomme da werden die jungen Leute mir zuhören, wie hier. Will ich sie nun nicht zuhören lassen, so werden sie den Alten vorschwatzen, und selbst mich fortschaffen; lasse ich sie aber zuhören, so werden es ihre Väter und Angehörige um ihretwillen thun.

Vielleicht möchte aber Jemand sagen: Socrates, kannst du denn nicht hingehen und schweigen, und die Hände in den Schooß legen? Es ist nichts in der Welt so schwer, als Euch hier zur Ueberzeugung zu bringen. Denn wenn ich sage, daß dies Ungehorsam gegen Gott ist und daß es deswegen unmöglich ist die Hände in den Schooß zu legen, so haltet Ihr das für Ironie, und glaubt mir nicht; sage ich aber, daß es das größte Gut für den Menschen ist, jeden Tag seines Lebens von Tugend und den andern Dingen zu sprechen, darüber Ihr mich habt sprechen und mich selbst und andre forschen und prüfen hören — denn ein Leben wo man nicht immer die Hand ans Herz legt ist nicht Leben für den Menschen — wenn ich das sage, so werdet Ihr mir noch weniger glauben. Die Sache verhält sich zwar so, wie ich sage, Ihr Männer, aber die Ueberzeugung ist nicht leicht. Und ausserdem bin ich nicht gewohnt, mich eines Uebels werth zu schätzen. Wenn ich Geld hätte; so hätte ich mir eine Geldstrafe zuerkannt, so groß man sie verlangt hätte, denn das würde mir nichts geschadet haben. Nun aber kann ich das nicht, denn ich habe keines. Ihr möchtet denn mit einer vorlieb nehmen wollen, die ich bezahlen könnte. Viel-

leicht könnte ich Euch etwa eine Mine Silber bezahlen. Zu so viel erkenne ich mich denn. Dieser Plato hier aber, Ihr Männer von Athen, und Kriton und Kritobulus und Apollodor heißen mich, dreissig Minen sagen, und daß sie dafür als Bürgen angesehen seyn wollen. Ich erkenne mich also dazu; und sie werden Euch für das Geld unverwerfliche Bürgen seyn.

Es ist nicht um einer langen Zeit willen, Ihr Athenienser, daß Ihr bey denen, die der Stadt gerne übel reden, die Schuld werdet haben, und Euch werdet nachsagen lassen müssen, daß Ihr den Socrates, einen weisen Mann, umgebracht habet. Denn, wenn ich es auch nicht bin, so werden doch die Leute, die Euch lästern wollen, mich einen weisen Mann nennen. Hättet Ihr nur noch wenige Zeit Geduld gehabt, so wäre es Euch von selbst gekommen, daß ich nämlich gestorben wäre. Denn Ihr seht es mir an, daß ich im Leben schon ziemlich vorwärts, und dem Tode nahe bin. Dies sage ich aber nicht zu Euch allen, sondern zu denen, die mich zum Tode verdammt haben. Und ich sage auch das zu diesen nämlichen: Ihr denkt vielleicht, Ihr Männer von Athen, daß ich verloren habe, weil es mir an den Worten gefehlt hat, dadurch ich Euch gewiß auf meine Seite gebracht hätte, wenn ich geglaubt hätte, daß man

alles thun und sagen müsse, um nur der Anklage zu entrinnen. Darin habt Ihr aber sehr Unrecht. Ich habe zwar freylich verlohren, weil es mir gefehlt hat, aber nicht an Worten, sondern an Frechheit und Unverschämtheit, und daran, daß ich Euch das nicht habe vorreden wollen, was Ihr am liebsten hört, daß ich nicht habe jammern und wehklagen, und andre Sachen mehr thun und sagen wollen, die meiner, nach meiner Meynung, unwürdig sind, und dergleichen ihr von andern zu hören gewohnt seyd. Aber ich habe als ich anfing, eben so wenig geglaubt, daß man der Gefahr wegen etwas Niederträchtiges thun müsse, als es mir in diesem Augenblick leid ist, daß ich mich auf meine Art vertheidiget habe. Ich will viel lieber bey dieser Art, sich zu vertheidigen, sterben, als bey jener leben. Denn weder vor Gericht, noch im Kriege, muß weder ich, noch ein anderer, alles thun, was er kann, damit er nur dem Tode entrinne. In Schlachten zeigt es sich ja vielfältig, daß einer dem Tode leicht entrinnen kann, wenn er die Waffen von sich wirft, und die Verfolgenden um Gnade fleht. Und so giebt es in den verschiedenen Gefahren mehr als eine Art, dem Tode zu entrinnen, wenn einer sich erlauben will, alles zu thun und zu sagen. Wahrlich, Ihr Männer von Athen, dem Tode zu entrinnen, das ist nicht schwer, aber der Schande zu entrinnen, das ist viel schwerer, denn sie läuft schneller als der Tod. Ich nun, der ich langsam und alt bin, ich bin von dem langsamern ertappt worden; meine Ankläger aber, die noch rüstig

und schnell sind, von dem schnellern, der Schande. Und ich gehe nun hin: einer Todsache von Euch schuldig erkannt; diese aber: von der Wahrheit schuldig erkannt des Frevels und der Ungerechtigkeit. Ich bin mit dem Urtheil friedlich, und sie auch. Das hat aber vielleicht auch so seyn sollen, und nach meiner Meinung ist es nicht übel abgemessen. Nun habe ich noch Lust, Euch zu weissagen, Euch, die Ihr mich verdammt. Und ich bin auch itzo an den Punkt, wo die Menschen gut zu weissagen pflegen, wenn sie nämlich kurz vor dem Tode sind. Ich sage also, Ihr Männer, wenn Ihr mich nun tödten laßt, so wird Strafe Euch stracks nach meinem Tode kommen, und eine viel härtere, beym Jupiter, als Ihr je mir aus dem Wege räumt. Denn dies dahier habt Ihr gethan, in der Meinung dadurch von Vorwurf und Tadel über Euer Leben befreit zu werden. Das wird aber für Euch ganz anders ausfallen, sage ich. Es werden der Tadler und Richter mehrere aufstehen, die ich itzo davon abgehalten habe, freylich hinter dem Rücken Eurer Einsicht. Und sie werden desto härter seyn, je neuer sie sind; und Ihr werdet viel mehr Aerger haben. Denn wenn Ihr meint, daß Ihr nur Leute tödten dürft, um jemanden über Euer ungerechtes Verfahren das Maul zu stopfen, so irrt Ihr Euch gewaltig. Diese Art: der Vorwürfe loß zu werden, ist weder möglich noch gut; das aber ist die beste und leichteste Art: nicht andre zu hindern, sondern zu schaffen, daß man brav und untadelich sey. Das also weissage ich Euch, die

mich verdammt haben, und scheide damit von Euch. Mit denen aber, die mich loßgesprochen haben, möchte ich über diesen Vorgang noch gerne reden, bis die Richter vollends fertig sind, und ich hingehe, wo ich nicht wieder herkomme. Bleibet also die wenige Zeit hier noch bey mir, Ihr Athenienser, denn warum sollten wir nicht mit einander reden, so lange es erlaubt ist. Euch, als meinen Freunden, will ich anzeigen: was mir begegnet ist, und was das bedeutet. Denn, Ihr Rechtsprecher und Richter, Euch kann ich mit Recht Richter nennen: mir ist etwas ganz ausserordentliches begegnet. Meine vertraute wahrsagende dämonische Stimme ließ sich mir sonst, in aller Zeit vorher, oft und immer hören, und war mir auch in Kleinigkeiten entgegen, wenn ich etwas thun wollte, das mir nicht gut war. Und nun ist mir widerfahren, was Ihr vor Augen seht, und was mancher wohl für das allergrößte Unglück ansehen könnte; und mir ist weder heute früh, als ich aus dem Hause gieng, das Zeichen Gottes entgegen gewesen, noch als ich hier ins Richthaus heraufgieng, noch bey irgend einem Wort in meiner Rede. Und da es mich sonst bey andern Gelegenheiten oft mitten im Sprechen zurückgehalten hat; so ist es mir bey diesem Handel ganz und gar nicht, weder in Werken noch in Worten, entgegen gewesen. Was ich nun glaube, daß davon Ursache ist, will ich Euch sagen. Es scheint mir, daß das, was mir widerfahren ist, etwas Gutes gewesen sey; und wir urtheilen sicherlich nicht recht, so viel unser das Sterben für etwas

Böses halten. Ich fuße nicht wenig auf diesen Wink; denn ganz gewis würde mir das gewohnte Zeichen entgegen gewesen seyn, wenn ich nicht etwas das gut war hätte thun wollen. Wir können es uns aber auch so zu Gemüthe führen, wie viele Hofnung da ist, daß Sterben etwas Gutes sey. Denn eins von beyden muß der Tod seyn: entweder, er muß wie ein Nichts seyn, und der Gestorbene keine Empfindung weiter von irgend etwas haben; oder er muß ein Ortwechseln seyn, und eine Versetzung der Seele aus diesem in einen andern Ort. Ist er nun »keine »Empfindung weiter« sondern gleichsam ein Schlaf, denn oft weiß auch ein Schlafender von keinem Traum nichts; so wäre der Tod ein überschwänglicher Gewinn. Denn ich glaube würklich, wenn einer eine solche Nacht nimmt, darin er so fest geschlafen, daß er auch von keinem Traum gewußt hat, und alle andre Nächte und Tage seines Lebens mit dieser Nacht vergleicht, und denn aufrichtig sagen sollte: wie viele Tage und Nächte er in seinem Leben besser und angenehmer zugebracht habe, als diese Nacht; ich sage: ich glaube würklich, daß nicht bloß ein Privatmann, sondern der größte König diese gegen die andern Tage und Nächte leicht würde zählen können. Wenn also der Tod so etwas ist, so nenne ich ihn einen Gewinn; und alle Zeit vor uns scheint auf die Weise nur eine lange Nacht zu seyn. Wenn aber der Tod eine Auswanderung ist, aus diesem nach einem andern Ort, und es ist wahr, was gesagt wird, daß alle, die gestorben sind, sich dort befinden; welche

Glückseligkeit könnte größer seyn, als diese, Ihr Richter. Denn wenn ein Abgeschiedener für die sogenannten Richter, die er hier verlassen hat, die wahrhaftigen Richter wieder findet, die dort richten sollen, den Minos und Rhadamantus und Aeacus und Triptolemus und die andern Halbgötter, so viele ihrer in ihrem Leben gerecht gewesen sind; wäre diese Auswanderung so übel? Was würde mancher von Euch nicht darum geben, wenn er mit Orpheus, und Musäus, und mit Hesiodus, und mit Homer, sprechen und umgehen könnte. Ich, wahrlich, will mehr als einmal sterben, wenn das wahr ist. Mir, für mein Theil, wäre das ein gar herrliches und erwünschtes Leben, wenn ich mit dem Palamedes, und dem Ajax Telamon, und wenn sonst einer von den Alten durch ungerechtes Urtheil sein Leben verlohren hat, an Einem Ort zusammen käme. Mein Schicksal mit dem ihrigen zu vergleichen, müßte schon sehr angenehm seyn. Aber die Hauptsache wäre immer: die dort, wie die hier, zu forschen und zu prüfen, wer von ihnen weise ist, und wer es sich dünkt aber nicht ist. Was würde nicht mancher darum geben, Ihr Richter, den großen Belagerer von Troja näher zu verkundschaften, oder den Ulyßes, oder Sisiphus, oder andre tausende, möchte man sagen, Männer und Weiber, mit denen zu sprechen und umzugehen und sich zu befragen das größte Glück von der Welt wäre. Und, um des willen bringen die dort nicht ums Leben; denn wie die dort überhaupt viel glücklicher sind, als die hier,

so auch darin daß sie für die Zukunft unsterblich sind, wenn nämlich, was gesagt wird, wahr ist. So müßt Ihr denn allen guten Muth zum Tode haben, Ihr Männer und Richter, und dies Eine haltet fest und ungezweifelt im Herzen, daß dem guten Mann kein Böses begegnet weder im Leben noch im Tode; die Augen der Götter stehen unverwandt über ihn und seine Schicksale offen. Auch mir ist dies dahier nicht von ungefähr widerfahren, sondern ich weiß gewiß, daß: itzo zu sterben und aus dem Joch erlößt zu werden, besser für mich gewesen ist; deswegen hat mich auch das Zeichen in keinem Stück abgehalten, und ich habe mit meinen Verurtheilern und Anklägern nicht groß zu zürnen. Zwar sie haben in der Absicht mich nicht verurtheilt und angeklagt; sondern sie gedachten mir zu schaden, und verdienen deswegen allerdings getadelt zu werden. Das nur bitte ich sie noch: wenn meine Söhne heran wachsen, und sie Euch, nach Reichthum oder sonst etwas, mehr als nach Tugend zu streben scheinen; so züchtiget sie und thut ihnen wehe, wie ich Euch wehe gethan habe; und wenn sie sich dünken etwas zu seyn da sie nichts sind, scheltet sie, wie ich Euch gescholten habe, daß sie nicht sorgen warum man sorgen muß und daß sie etwas zu seyn glauben da sie nichts werth sind. Wenn Ihr das thut so werdet Ihr thun was Recht ist, an mir und an meinen Kindern auch. Aber es ist Zeit, von hier zu gehen, ich zu sterben, und Ihr zu leben; wer von uns zum bessern kommt, daß weiß Niemand, als Gott allein.

Wir Wandsbecker

an den

Cronprinzen

den 10ten Julius 1787.

Mit Freuden, unsern Brüdern gleich,
Empfangen wir Dich hier;
Dich lieben Viel' in Deinem Reich,
Doch keiner mehr als wir.

Bis uns willkommen inniglich!
Wir kommen, klein und groß,
Und schließen einen Kreis um Dich,
Und lassen Dich nicht loß;

Und stehn mit treuer Lieb' umher,
Wir alle, Mann für Mann,
Und wünschen unsre Herzen leer
Für Dich, und sehn Dich an ....

Ach, diese Welt hat viel Gefahr;
Du lieber Königs-Sohn!
Nicht alles drinn ist gut und wahr,
Und fliegt, wie Rauch, davon.

Nicht was der Mensch meint oder thut
Hat Sicherheit und Lohn.
Und Gott allein macht groß und gut;
Du lieber Königs-Sohn!

Der seegne Dich! Dich seegne Gott!
Der wolle mit Dir seyn! . .
Er mache Deine Wangen roth,
Und Deine Seele rein;

Er nehme Dich auf seinen Schooß,
Er geb' ins Herz Dir ein . .
Und lasse Dich wahrhaftig groß,
Wahrhaftig glücklich seyn! —

Mit Freuden, unsern Brüdern gleich,
Empfangen wir Dich hier;
Dich lieben Viel' in Deinem Reich,
Doch keiner mehr als wir.

Eine Correspondenz zwischen mir und meinem Vetter.

Hochgelahrter,
Hochzuehrender Herr Vetter,

Es wird dem Herrn Vetter bekannt seyn, daß in den neuen Zeiten die alten Kirchenlieder verändert

werden. Nun bin ich überzeugt, daß die Obrigkeit für die Unterthanen nicht leicht besser sorgen, und ihnen nicht leicht etwas bessers geben kann, als ein gutes Gesangbuch. Denn über kräftige Kirchenlieder geht nichts; es ist 'n Seegen darinn, und sie sind in Wahrheit Flügel, darauf man sich in die Höhe heben, und eine Zeitlang über dem Jammerthal schweben kann. Auch mögen wohl viele Lieder nicht so seyn, als sie seyn sollten ꝛc., das ist alles wahr. Aber ich weiß nicht, obs an dem Verbessern, oder an den Verbesserern liegt; genug, ich kann mir nicht helfen, daß es mich um einige alte Lieder nicht dauren und leid seyn sollte. Das Kleid macht, dünkt mich, den Mann nicht; und wenn der Mann gut ist, so ist alles gut. Ob da ein Knopf unrecht sitzt, oder eine Naht schief genäht ist, darauf kommt am Ende wenig an; und wer sieht darnach? Man ist einmahl daran gewöhnt, und oft steckts grade darinn, und muß so seyn.

So ein: »Befiehl du deine Wege« z. E., das man in der Jugend, in Fällen wo es nicht so war wie's seyn sollte, oft und andächtig mit der Mutter gesungen hat, ist wie ein alter Freund im Hause, dem man vertraut, und bey dem man in ähnlichen Fällen Raht und Trost sucht. Wenn man den nun, anders montirt, und im modernen Rock wiedersieht; so traut man ihm nicht, und man ist nicht sicher, ob der alte Freund noch darinn ist — und ich sehne mich denn immer nach dem falschen Knopf und der schiefen Naht.

Und da pfleg ich wohl bisweilen in der Kirche, wenn die Gemeine nach der Verordnung singt, still zu schweigen, und im Herzen die alte Weise zu halten; und da wollte ich nun gerne von dem Herrn Vetter wissen und vernehmen, »ob das auch gegen »den Respect ist, den ich der Obrigkeit schuldig bin, »und ob ich das mit guten Gewissen thun kann; »samt, wenn ich ganz allein und für mich bin: ob »ich denn nur rein heraus singen darf?«

Ich hasse allen Ungehorsam von Herzen, so viel Aufhebens auch von einigen davon gemacht wird. Der ich die Ehre habe mit besondern Estim zu verharren

Hochgelahrter,

Hochzuehrender Herr Vetter,

Dero

ergebenster Diener,

Asmus.

Antwort.

Die öffentliche Ordnung müßt Ihr nicht stören; Vetter; im Herzen könnt Ihr singen wie Ihr wollt. Denn übers Herz hat die Obrigkeit nichts zu befehlen. Und die Grad-Nähter noch weniger.

Sein Diener rc.

Der Bauer, nach geendigtem Proceß.

Gottlob, daß ich ein Bauer bin;
Und nicht ein Advocat,
Der alle Tage seinen Sinn
Auf Zank und Streiten hat.

Und wenn er noch so ehrlich ist,
Wie sie nicht alle sind;
Fahr ich doch lieber meinen M . . .
In Regen und in Wind.

Denn davon wächst die Saat herfür,
Ohn Hülfe des Gerichts;
Aus Nichts wird Etwas denn bey mir,
Bey ihm aus Etwas Nichts.

Gottlob, daß ich ein Bauer bin;
Und nicht ein Advocat!
Und fahr' ich wieder zu ihm hin;
So breche mir das Rad!

Urians Reise um die Welt,
mit Anmerkungen.

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was verzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Huth,
Und thät das Reisen wählen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Zuerst ging's an den Nordpol hin;
Da war es kalt, bey Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daß es hier besser wäre.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

In Grönland freuten sie sich sehr,
Mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Thrankrug her;
Ich aber ließ ihn stehen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Die Esquimaux sind wild und groß,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich Einen einen Kloß,
Und krigte viele Schläge.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Nun war ich in Amerika;
Da sagt' ich zu mir: Lieber!
Nordwestpassage ist doch da;
Mach dich einmal darüber!

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Flugs ich an Bord und aus ins Meer,
Den Tubus festgebunden,
Und suchte sie die Kreuz und Queer,
Und hab sie nicht gefunden.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Von hier ging ich nach Mexico;
Ist weiter als nach Bremen,
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh
Du sollst 'n Sack voll nehmen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Stein,
Und ließ den Sack da liegen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Der Mogul ist ein großer Mann,
Und gnädig über Maßen,
Und klug; er war itzt eben dran,
'n Zahn ausziehn zu lassen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Hm! dacht ich, der hat Zähnepein,
Bey aller Größ' und Gaben! —
Was hilfts denn auch noch, Mogul seyn?
Die kann man so wohl haben.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort,
Ihn nächstens zu bezahlen;
Und damit reißt' ich weiter fort
Nach China und Bengalen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Nach Java und nach Otaheit,
Und Afrika nicht minder;
Und sah bey der Gelegenheit
Viel Städt' und Menschenkinder;

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Und fand es überall wie hier,
Fand überall 'n Sparren,
Die Menschen grade so wie wir,
Und eben solche Narren.

Tutti.

Da hat Er übel übel dran gethan;
Verzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

Zwey Recensionen ꝛc.

in Sachen der Herren

Leßing, M. Mendelssohn, und Jacobi.

Mollibit aversos Penates
farre *pio* et *saliente* mica.

Ille ego qui quondam gracili modulatus avena
———————————— at nunc *horrentia Martis.*

1 7 8 6.

Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn.

Breslau, bey Gottlieb Löwe, 1785. 14 Bogen in 8.

Die philosophischen Systeme, die von ihren Verfassern für andere erfunden, und als Feigenblätter, oder des Zanks und der Schau wegen aufgestellt werden, gehen vernünftige Leute eigentlich gar nicht an. Die Philosophen aber, die nach Licht und Wahrheit forschten für eignes Bedürfniß, und um sich den Stein der Unwahrheit, der sie drückte, vom Herzen zu schaffen, gehen andre Menschen eigentlich und sehr nahe an. Auch wo sie irrten und verunglückten, irrten und verunglückten sie auf dem Bette der Ehren. Denn, wenn du den Trieb zu Wahrheit, und dem Guten im Menschen nicht ehren willst; was hat er denn noch, das du ehren mögest? Nur, es ist gewöhnlich über den Fund solcher Philosophen nicht leicht zu entscheiden. Da sie ihr System nicht in der Eile zusammenschlagen, sondern mühsahm und langsahm mehr ausbrüten, als machen; so wird für ihre wahre Meynung ein ähnlicher Brüt-Sinn erfordert, und wer sie aus Bruckers Choralbuch oder à livre ouvert spielen will, der läuft Gefahr, fehl zu greifen. Daher kömmt es denn auch, daß es z. E. selbst Theologen gegeben, die des Spinoza Lehre für eine Stütze der Religion angesehen haben; indeß andre

Leute darüber aufschreyen und wundern, daß Spinoza ein Spinozist gewesen.

Der verstorbene Leßing wunderte sich seines Orts nicht darüber; wie aus der angezeigten Schrift mit mehrern zu ersehen ist. Der Verfasser derselben, Hr. GR. Jacobi in Düsseldorf, hatte nämlich mit ihm, als er noch lebte, ein Gespräch über Spinoza, darinn er sich gerade für den Spinozismus äusserte. Hr. Moses Mendelssohn hörte von solcher Aeusserung, als er eben an sein Werk, »Ueber Leßings Character und Schriften«, Hand anlegen wollte, und wünschte das Nähere darüber zu erfahren. Hr. J. theilte ihm das Gespräch mit; und so kam es zwischen ihnen zu Briefen rc. rc. Anfangs entrirt Hr. M. in die Bekanntmachung dieser Leßingschen Liebschaft, nach dem -- magis amica veritas; in der Folge aber scheint er seines Freundes schonen zu wollen. Und so hielt Hr. J. nöthig und nützlich, das Gespräch samt den Briefen und dem ganzen Handel bekannt zu machen, und hat wahrscheinlich darinn am wenigsten H. Leßings Sinn verfehlt, dessen Sache es nicht war, geschont zu werden. Viele Leute sind sehr sicher, keine Spinozisten zu werden, für andre liegts nicht so weit aus dem Wege. . . .

Alle Menschen haben eine Ahndung und Idee der Wahrheit in sich; in einigen aber rührt sich der heilige Trieb zur Erkenntniß lebendiger. Doch hat der Mensch, und das fühlte Spinoza sehr wohl, kein πȣ ςω, bis er das Unendliche und sein Verhältniß mit dem Endlichen erkennet. Da aber hängt die

Decke, die sich nicht weg demonstriren läßt. — — — — Wenn einer indeß die Wahrheit um ihrer selbst willen suchte, und sie so nicht fand; so ist das Unglück genug für ihn, ohne daß wir ihn noch höhnen dürfen. Doch können wir an seinem Exempel lernen.

Ausser dem Gespräch und dem interessanten Pro und Contra zwischen zwey scharfsichtigen Männern, die beyde den Spinoza studiert hatten, findet der Leser noch von Hr. J. in den Briefen an Hrn. M. manche feine Anmerkung für, über und wider den Spinoza, und eine zwiefache Darstellung seiner Lehre.

Eine paradoxe Parallele, und ein Compliment über einen Rückzug unter die Fahne des Glaubens, von dem der berühmte Hr. M. nichts wissen will, sondern nur blosse Vernunftgründe zur Ueberzeugung zulassen, veranlaßte S. 162. Erörterungen, die da hinausgehen: daß Ueberzeugung aus Vernunftgründen nur eine Gewißheit aus der zweyten Hand sey; und daß, wenn der Prophet nicht zum Berge will, der Berg zum Propheten komme. Und von hier an verläßt Hr. J. den Spinoza, um zu einem grössern Thema zu kommen, nämlich zu der Frage: von den Wegen zu Erkenntniß und Ueberzeugung, darüber die Authentische Weisung viel Widerspruch gefunden hat. Und über diese Frage bringt er bis zu Ende des Buchs verschiedene nicht gemeine Betrachtungen bey, als die Früchte seines Forschens nach Wahrheit, voll Kopf und Herz, so daß beyde Partheyen, wo nicht das eine lieben, doch den andern achten werden.

Moses Mendelssohn an die Freunde Leßings.

Ein Anhang zu Herrn Jacobi Briefwechsel über die Lehre des Spinoza.

Berlin, 1786. Bey Christian Friedrich Voß und Sohn.

Die Antwort auf vorangezeigte Schrift. Herr Mendelssohn ist unwillig, daß Hr. J. das Gespräch mit L. und die Correspondenz mit Ihm, samt dem ganzen Handel bekannt gemacht hat, und seinen Freund Leßing bey der Nachwelt verunglimpft. Er sieht das Betragen des Hrn. J. gegen L., und gegen Ihn, von allen Seiten an, und findet an allen Seiten Schwürigkeiten und Widersprüche, und Knoten ꝛc. Er weiß nur einen einzigen Weg, sie »natürlich und dem Charakter der interessirten Personen angemessen« aufzulösen, und sagt: »Hr. Jacobi gehe darauf aus, alle Speculanten zu bekehren; er habe auch seine Cur an Leßing probiren wollen, und, da sie ihm da nicht geglückt sey, habe er doch geglaubt, das Exempel L. allen andern Klüglingen zur erbaulichen Warnung aufstellen zu müssen; und in eben derselben guten ehrlichen Absicht habe sich Hr. J. denn auch an Ihn, M., gemacht, u. s. w.«

Durch diese Auflösung, dadurch Hr. M. sich aushilft, rettet er nun seinen Freund L. . Denn der witterte J. Absicht, und spielte daher vollkommen

den aufmerksamen Schüler, sagt Hr. M., und darum gebehrdete er sich denn in dem Gespräch so, wie er sich gebehrdet hat, sagt Hr. M.; und wie er sonst sich nicht würde gebehrdet haben, sagt Hr. M.

Nachdem er auch den ganzen Handel zwischen Ihm und J. von Anfang an erzehlt hat, ruft er S. 79. die unpartheyischen Leser auf, zwischen L. und Ihm und J. zu richten, und namentlich: »ob Hr. J. zu der schmählichen Besorgniß berechtigt gewesen, die er S. CLXXVI. zu erkennen gibt, und was für Recht er gehabt, mit einer Privat-Correspondenz hervorzueilen, ohne diejenigen darum zu befragen, die Antheil daran hatten?«

Es gibt der Streitigkeiten in der gelehrten Welt viele, und die unpartheyischen Leser haben wohl was anders zu thun, als einen jeden Aufruf anzunehmen, und ihre Zeit mit urtheilen zwischen Gelehrten und Gelehrten zu verzehren. Indeß Hr. M. und Hr. J. verdienen wohl eine Ausnahme. Sie sind als Männer von hellem Kopf und edlem Herzen bekannt, die wechselsweise Achtung für einander hatten, und die nicht aus Renomisterey, sondern zufälligerweise an einander gerathen sind. Auch ist die Frage, zu der dieser Streit hinleiten sollte, für jedermann wichtig, und dermalen in einer Art von Bewegung; daß also ein Dritter seine einfältige Meynung wohl auch dazu thun kann.

Dazu rumort es, und rumort von Schwärmerey, blendenden Irrthümern und Unsinn ꝛc., welches Leute, die es nicht besser wissen, für Ernst nehmen könnten; und die Elektrische Materie scheint sich in dem einen Apparatus, der ohnehin der Brillanteste ist, zu häufen, und der Versuch einer harmlosen Ableitung nicht übel angebracht zu seyn, um das Gleichgewicht der Materie wieder herstellen zu helfen. Am Ende hat man bis daher so viele Stimmen für Hr. M. gehört, daß es auch lustig seyn wird, einmahl eine andre zu hören, und wäre es auch nur blos der Abwechselung wegen.

Hr. M. ist, seitdem er diesen Anhang geschrieben hat, leider! gestorben. Das aber schadet hier nicht. Ihm muß nun Unpartheylichkeit desto lieber seyn, und ein würklich unpartheyischer Leser fürchtet die Todten so wenig, als die Lebendigen. Ich indeß will mich für nichts ausgeben, auch nicht für unpartheyisch. Doch hoffe ich, die Leser dieses, die J. und M. Schrift, denn daraus gehe ich allein zu Werk, gelesen, und dabey eine gesunde Constitution haben, sollen meistentheils finden, daß sie eben das, was sie lesen werden, selbst denken, und daß ich es ihnen nur aufgeschrieben habe. Und, wo sie es nicht finden, da lasse ich ihnen ihre Meinung, denn ich will nicht streiten.

* * *

Also Hr. M. saget, »daß Hr. J. seinen Freund »Gotthold Ephraim Leßing, den Herausgeber

»der Fragmente, den Verfasser des Nathan,
»den großen bewunderten Vertheidiger des Theismus
»und der Vernunftreligion, bey der Nachwelt als
»Spinozisten, Atheisten, und Gotteslästerer anklage.«
Seite 3.

Wäre es nicht in Sachen seines Freundes, so würde man sagen müssen, Hr. M. habe sich zu stark ausgedrückt. Verschiedene Recensenten in dieser Angelegenheit, auch unser Unpartheyischer à costi und sein College, haben gesagt, daß Hr. J. aus Aeusserungen L. habe schliessen wollen, L. sey ein Spinozist gewesen; da in Hr. J. Büchlein nicht geschlossen, sondern das Gespräch als das Corpus Delicti selbst hingelegt ist, damit ein jeder sein Visum Repertum selbst darüber nehmen könne. Hr. M. ist auch zu billig, das Gespräch ganz vorbeyzugehen; und sein Visum Repertum ist eben die angeführte Sage: »daß Hr. J. seinen Freund Gotthold Ephraim Leßing 2c. 2c. Wie gesagt, wäre es nicht in Sachen seines Freundes, so würde man sagen müssen: Er habe geschlossen, und sich zu stark ausgedrückt.

Aber hätte Hr. J. das Gespräch nicht lieber verschweigen sollen, und soll man die Todten nicht ruhen lassen? — Je nun, zum Zeitvertreib, oder noch was Aergerm soll man freylich in Gräbern nicht stören. Wenn aber die Todten den Lebendigen noch zu Etwas Nutz seyn können; wer wollte denn so gradezu behaupten, daß man sie dazu nicht brauchen dürfe? — Secirt man doch! — Ich zwar, für

meine Person, will lieber nicht secirt seyn; ich gestehe meine Schwachheit, ich will verwesen und nicht secirt seyn. Die Vernunft hat ja aber solche Schwachheit abgethan und secirt, und ist für die Section, die dem Todten nicht schadet, und den Lebendigen nützet. Was im Physischen, und also im Geringern wahr ist und gilt, warum soll das im Größern nicht auch wahr seyn und gelten? — Ich weiß also unsern lieben Leßing, nach seinen und seiner Freunde eignen Grundsätzen, nicht zu retten, wenn ihm jemand zum Besten des Publici brauchen kann. Auch hat ja der Herausgeber der Fragmente selbst in Gräbern gestört.

Aber, in Ernst, wie kann Hr. M. es so ungerecht gegen L. finden, daß Hr. J. das Gespräch und den Briefwechsel bekannt macht? Er sagt ja selbst an mehrern Orten, und S. 79. mit großen Buchstaben: daß er im IIten Theil der Morgenstunden, von dem Briefwechsel Gebrauch machen will. Er hat ja selbst über L. an J. geschrieben: »Auch unsers besten Freundes Nahme soll bey der »Nachwelt nicht mehr und nicht weniger glänzen, als »er es verdient. Ueberall Wahrheit; mit ihr ge»winnt die gute Sache immer.« S. VI. Wenn nun Gebrauch von dem Briefwechsel gemacht werden sollte; so war doch überall mehr Wahrheit, wenn das Gespräch selbst mitgetheilt ward. Also die Bekanntwerdung des Gesprächs kann es wohl nicht seyn, was Hr. M. unwillig machte.

Es liesse sich auch, wenn hier überhaupt etwas

zu gewinnen und verlieren ist, noch fragen: ob L. durch diese Bekanntwerdung verliere oder gewinne? Ich urtheile nach dem Eindruck, den ich davon habe. Es ist wahr, Ein Ding, das ihm in den Gespräch entfährt, hat mich für ihn sehr verdrossen; auch glaube ich, mit Hr. M., daß der Vortheil im Raisonnement auf J. Seite falle. Sonst aber vermisse ich, im Gespräch, in ihm, Leßingen, und die treflichen Blitze, die man an ihm gewohnt ist, keinesweges, daß er also an dieser Seite gewonnen hat; und an Seiten der Religion hatte er bey mir nichts mehr zu verliehren. Denn ob, mit L. in seiner Parabel zu reden, alles Licht durch die Seitenfenster einfalle, oder ob auch einiges von Oben einfallen könne; die Frage theilt die Anhänger der Religion in zwey Classen, die wesentlich verschieden sind. Alles übrige gibt nur Nüanzen von mehr und weniger; und die sogenannte Vernunftreligion, die den zerbrochenen Wasserkrug mit den Scherben selbst wieder flicken und herstellen will, ist etwa im Decoro, aber im eigentlichen Resultat wenig von der verschieden, die gar nicht flickt, sondern die Scherben liegen läßt, wie sie liegen. Doch dies bey Seite.

Also die Bekanntwerdung des Gesprächs konnte H. M. nicht unwillig machen; oder er mußte seine erste Meynung schon geändert haben, und nun nicht mehr, wie vorhin, seinen Freund die Wahrheit, sondern die Wahrheit seinem Freunde aufopfern wollen. Das zwar kann ihm Niemand wehren, und es liesse sich auch vielleicht noch entschuldigen; aber

es läßt sich doch auch entschuldigen, wenn ein anderer das nicht will.

Das, S. 29.; und 20. daß L., Mendelssohns vertrautester liebster Freund, mit dem er so lange Freund gewesen, und sich so oft ergossen hatte, und um alle dessen Geheimnisse er zu wissen glaubte, daß der einem andern Mann, den er nur einigemal gesehen, offenherzig von einem Geheimniß spricht, von dem er mit ihm nie gesprochen hatte; und noch sogar gegen diesen sich äussert, daß er es aus Nachsicht nicht habe thun wollen; dies und dies hauptsächlich scheint Hrn. M. wehe gethan zu haben. Ich trete hier an seine Stelle, gedenke mit jenem Oberschenken an meine Sünde, und gestehe aufrichtig, es hätte mir auch wehe gethan. Es giebt eine Eifersucht in der Freundschaft; und die Selbstsucht sitzt gemeinhin bey uns Menschen tiefer als die Philosophie.

Wenn also nun Hr. M. einen Plan machte, sich und seinen Freund zu retten, und dieser Plan durch Hr. J. Schrift vereitelt ward, und die Sache ins Publikum kam; so läßt es sich begreifen, daß Hr. M. unwillig werden konnte.

Warum war denn aber auch Hr. J. mit der Bekanntmachung so vorschnell? Er hatte ja Hr. M. Versprechen in Händen: daß dieser im I. Theil der Morgenstunden des Briefwechsels noch nicht erwehnen wollte, wie er auch nicht gethan hat; sondern daß er nur blos den Statum Controversiae, festsetzen wollte; und was hatte J. für Ursache zu glauben, M. würde es zu seinem Nachtheil thun?

Ich nicht, und gewiß wenige in Deutschland, werden Hr. M. die Schadenfreude zutrauen, daß er unbeleidigt jemandem ein Bein unterschlagen könnte, um sich an seinem Fall zu belustigen. Aber auf der andern Seite mußte sein Benehmen Hr. J. doch würklich sonderbar bedünken. J. und L. sprechen 1780 in Wolfenbüttel mit einander wider und für den Spinozismus; J. theilt Hr. M. in Berlin, der von L. Gesinnungen über diesen Punkt näher unterrichtet seyn will, das Gespräch mit; — und nun will Hr. M. 1785. in einem Isten Theil von Morgenstunden die Sache von dem Pantheismus ins Reine bringen, und den Spinozismus läutern, um in dem IIten Th. dem Publico und Jacobi 1790 in Berlin zu sagen, was Leßing und er 1780. in Wolfenbüttel gemeint haben.

Auch war J., sagt er, an der Sache gelegen, darüber gestritten war, und er mochte vielleicht zu den Läuterungen, nach einigen Proben aus dieser Schule, wo das Korn sehr gelitten hat, kein sonderliches Vertrauen haben, und die Sache lieber ungeläutert und wie sie war behalten wollen. Ferner hatte er gegen L. und gegen M. den Spinoza verfechtet, als den Meister in Demonstration, um hernach zu dem Satz zu kommen, daß alle Demonstration nicht ausreiche; und Hr. M. verstand ihn immer schief oder gar nicht ꝛc. Wie hätte er, bey dem allen, und bey dem, was hernach noch kommen wird, die Besorgniß nicht haben sollen, daß Hr. M. der seinen ersten Entschluß: den Nahmen seines

Freundes bey der Nachwelt nicht mehr als er es verdient glänzen zu lassen, aus Freundschaft schon geändert hatte; daß der vielleicht auch aus Freundschaft seinen Freund L. mit dem geläuterten Spinozismus vollends ins Reine bringen, und Hr. J. seiner eignen Läuterung überlassen könnte?

Die Erfahrung hat ja auch bewiesen, daß diese Besorgniß wenigstens für die erste Hälfte nicht ohne Grund gewesen. Denn in dem I. Th. der Morgenstunden ist zwar des Briefwechsels nicht erwähnt, aber doch offenbar alles so angelegt, und eingeleitet, daß L. in dem 2ten Theil gerettet werden sollte; und man braucht mehr als einen Zipfel von Hrn. M. Mantel der Freundschaft für L., um alle Stellen zuzudecken, die für seinen Nebenbuhler bey Herrn Leßing mißlich gedeutet werden könnten, wenn man das wollte.

Als nun, bey so bewandten Umständen, Hr. J. seine Gegenmine springen ließ, und jene Anlage demolirte, greift Hr. M., um sich und seinen Freund zu retten, zu einem sehr desperaten Mittel und sagt: L. habe J. in dem Gespräch zum besten gehabt. — Man sieht nicht gleich, ob die Feinde oder Freunde des Hrn. L. mehr Ursache haben, mit dieser Ehrenrettung friedlich zu seyn; denn er kommt hier so ziemlich aus dem Regen in die Traufe. Aber Feinde und Freunde, die das Gespräch selbst gelesen haben, werden das bon mot des Hr. M. ein wenig unphilosophisch finden. Wahrlich, wenn J. auch die Absicht gehabt hätte, L. und M. unter die Füsse zu

treten, und auf ihre Unkosten unedel in den Wald zu rufen; so hätte M. doch nicht edler geantwortet. Doch Ihm war sein Plan verrückt, und das verdroß ihn; und wir wissen alle, was man im Verdruß nicht sagen und thun kann, daß einem hernach wieder gereut!

Man kann auch Herrn J. von empfindlichseyn nicht freysprechen; denn offenbar war ers. Seite CLXXVI ꝛc. Seinen ersten Briefen sieht mans an, wie ihm die Bekanntschaft mit Hr. M. sehr willkommen war. Er theilte ihm das Gespräch mit, und, in Mspt, einen Aufsatz nach dem andern zur Belehrung und zur Prüfung; gibt ihm völlige Freyheit, CXVI, von seinen Briefen beliebigen Gebrauch zu machen u. s. w. — und that vielleicht zu viel. Als nun Hr. M. diese Bereitwilligkeit und dies Vertrauen nicht erwiederte; als ihm in Hr. J. Aufsätzen nichts einleuchtet, und das Licht immer mehr ausgeht je mehr der es anblasen will ꝛc.; er auch endlich sein Werk, wider gethanes Versprechen, CXV, Jacobi in Handschrift nicht sehen lassen kann, S. 77. sondern gradezu drucken läßt; und also zu verstehen gibt, daß er für sich allein agiren wolle, und J. nicht weiter brauche; so war die Empfindung bey Hrn. J. sehr natürlich, daß er Hrn. M. auch nicht weiter brauche.

Und er fing auch an, für sich allein zu agiren, freylich ohne alle Bedenklichkeiten und Rücksichten, aber auch ohne alle Hypothesen, und stracks vor sich hin.

Und dieser Schritt, oder die Bekanntmachung der Briefe über den Spinoza, hat, wie der Hr. Professor Engel in dem Vorbericht sagt, den nächsten Anlaß zu Hrn. M. Tode gegeben; und das thut mir sehr leid, und wird gewiß mehrern leid thun. Indeß Hr. M. hatte diese Bekanntwerdung des Gesprächs in seiner Gewalt, wenn er Vertrauen mit Vertrauen erwiedert hätte. Auch wollte er selbst das Gespräch nicht unterdrückt haben. »Indem es nöthig und nützlich sey, die Liebhaber der Speculation treulich und durch eclatante Beyspiele zu warnen ꝛc.« S. XLIX. Und, S. L, schreibt Hr. M. denn weiter mit eigner Hand:

»Es mögen alsdenn die Unphilosophen sich darüber »freuen oder betrüben. Wir bleiben unbekümmert.»

Und nun ist Jemand, sey es auf welche Art es wolle, darüber so wenig unbekümmert geblieben, daß es seinen Tod veranlasset hat. — Und doch soll er, nach dem Vorbericht, ein »wahrer practischer Weise« gewesen seyn! — Ich will den Jemand als Menschen, und Hrn. P. Engel als Freund, gerne entschuldigen; aber die »Weisheit« will mir nicht zu Sinne, und ich kann sie so wohlfeil nicht lassen. Mir kommt es vor, als ob hier alles Tout comme chez nous wäre. Und die Weisheit ist nicht *chez nous*, und ist eine große Kluft zwischen ihr und uns bevestiget.

Doch Hr. M. wäre vielleicht ohne die Briefe gestorben; ich hoffe das für alle Interessenten, und fahre getrost fort.

Was nun die Hauptsache oder die Förderung der Wahrheit, und sonderlich die Frage, dazu dieser Streit gut seyn sollte, anlangt; da ist bis dato alles, wie gewöhnlich, in Statu quo geblieben. Man hat zwar Gerüchte und Nachrichten gehabt von einem großen Siege, den die Vernunft bey dieser Gelegenheit über die Schwärmerey erfochten haben sollte; sie waren aber nicht von sicherer Hand. Es ist in der That ein sonderliches Ding um das Siegesgeschrey der Partheyen, und die Menschen verrahten sich selbst. Wenn sie, wie sie alle sagen, würklich für die Wahrheit föchten; so müßten sie gleich laut schreien, der Sieg möchte fallen, an welche Seite er wollte, und eigentlich sollten allemahl beyde Partheyen das Te Deum gemeinschaftlich singen. Ueberhaupt ist der Muthwillen und die unholde Begegnung, die sich die Schriftsteller in diesen Jahren öffentlich gegen einander erlauben, keine große Erfindung, und macht ihnen nicht gar viele Ehre. Wenigstens sollten Gelehrte sich doch als Leute von guten Sitten betragen; die schiefen und krummen Urtheile sind nicht immer in ihrer Macht, weil sie auch urtheilen, was sie nicht verstehen. Man sollte freylich fast sagen, es wäre auch besser, wenn sie mit solchen Urtheilen zu Hause blieben; aber sie haben nicht immer die Zeit, sich vorher au fait zu setzen, und finden doch so immer noch ihre Leser und Freunde. Auch können sie nur ihres Gleichen schaden, der Sache selbst nicht. Denn die Fische im Wasser bleiben unbekümmert, ob sie von den Alten in Cetaceos, Cartilagineos und

Spinosos abgetheilt werden; oder von Linnaeus in Apodes, Abdominales, Jugulares und Thoracicos; zu welcher letzten Ordnung bey ihm der Knorrhahn (Cottus) mitgehört.

Wie gesagt, die Sachen sind bis dato in Statu quo geblieben; man mögte denn sagen, daß M. »über die Speculation« bekehrt worden sey, und er also in seiner Hypothese, von Hrn. J. Absicht, geweissaget habe. Er geht zwar die Betrachtungen S. CLXII. über unmittelbare Gewißheit, über den Weg der Demonstration und seinen Ausgang in Fatalismus etc., die doch einer nähern Prüfung wohl werth waren, und sich in der That auch so nicht abspeisen lassen; Hr. M. geht zwar in seinem Anhang, S. 84 - 87, diese Betrachtungen kurz und schnöde vorbey; es finden sich aber in eben dem Anhang und in den Morgenstunden Stellen, die keinen Zweifel übrig lassen.

Die Leser sollen selbst urtheilen.

Hr. Jacobi sagt, S. CLXII:

»Wie können wir nach Gewißheit streben, wenn »uns Gewißheit nicht zum voraus schon bekannt ist; »und wie kann sie uns bekannt seyn, anders, als »durch etwas, das wir mit Gewißheit schon erkennen? Dieses führt zu dem Begriffe einer unmittelbaren Gewißheit, welche nicht allein keiner Gründe »bedarf, sondern schlechterdings alle Gründe ausschließt, und einzig und allein die mit dem vorgestellten Dinge übereinstimmende Vorstellung selbst ist. Die Ueberzeugung aus Gründen

»ist eine Gewißheit aus der zweiten Hand. Gründe »sind nur Merkmale der Aehnlichkeit mit einem Dinge, »dessen wir gewiß sind. Die Ueberzeugung, welche »sie hervorbringen, entspringt aus Vergleichung, und »kann nie recht sicher und vollkommen seyn u. s. w.«

Und Hr. Mendelssohn sagt S. 30 und 33.:

»Zwar bin ich ein großer Verehrer der Demon»strationen in der Metaphysik, und fest überzeugt, »daß die Hauptwahrheiten der natürlichen Religion »so apodictisch erweißlich sind, als irgend ein Satz »in der Größenlehre. Gleichwohl aber hängt selbst »meine Ueberzeugung von Religionswahrheiten nicht »so schlechterdings von metaphysischen Argumentatio»nen ab, daß sie mit denselben stehen und fallen »müßte. Man kann mir wider meine Argumente »Zweifel erregen, mir in denselben Schlußfehler zei»gen, und meine Ueberzeugung bleibt dennoch uner»schütterlich. — Meiner Speculation weise ich blos »das Geschäfte an, die Aussprüche des gesunden »Menschenverstandes zu berichtigen, und so viel mög»lich, in Vernunfterkenntniß zu verwandeln. So lange »sie beyde, gesunde Vernunft und Speculation, noch »in gutem Vernehmen sind, so folge ich ihnen, wo»hin sie mich leiten. So bald sie sich entzweyen, so »suche ich mich zu orientiren, und sie beide, wo »möglich, auf den Punkt zurückzuführen, von welchem »wir ausgegangen sind u. s. w.«

Worte thun nichts zur Sache, sagt man; und um wie viel ist denn in der Sache, das, was Hr. M. sagt, von dem verschieden, was Hr. J. sagt? —

Hr. M. giebt ja offenbar eine Erkenntniß und Ueberzeugung zu, die nicht von Vernunftgründen abhängt, und die sicherer ist als jene! Er braucht ja die Speculation bloß: eine Erkenntniß, die er schon hat, zu modificiren. Und welcher vernünftige Mensch hat diesen und dergleichen Gebrauch der Speculation je bestritten; und wen gehen die schwachen Brüder an, deren es in allen Fächern giebet? —— Herr Mendelssohn nimmt ja offenbar eine Kraft im Menschen an, die sich orientirt, und die in Zwist gerahtene Speculation oder Demonstration, oder Argumentation, denn das ist hier alles eins, zurückführt; und also über die Argumentation ist! Wenn also diese Kraft über die Argumentation ist, und die Argumentation führen muß; so kann ja die Argumentation sie nicht führen. Das ist doch klar! Es muß also gar keiner, oder ein anderer Weg als die Argumentation seyn, diese Kraft in Thätigkeit und Besserung zu bringen!

Und wenn ein jeder Weg, der nicht Argumentation ist, Schwärmerey heissen soll, so hätte die Schwärmerey nicht allein gesiegt, sondern Hr. M. hätte selbst das Gewehr gestreckt, und wäre zum Feind übergegangen! —

Doch wer wollte so etwas behaupten? — Das ließe ja, als wenn man glaubte, daß die Wahrheit durch Hr. M. gewinnen oder verliehren könnte. Und das glaube ich nicht. Nicht durch ihn, noch durch Leute die tiefsinniger sind, als er war. Ich denke, die Wahrheit muß durch alle

Menschen nicht gewinnen können, aber ein jeder Mensch durch die Wahrheit. Und wer anders glaubt, der muß mit wenig zufrieden seyn.

Nicht doch; Hr. M. ist nicht übergegangen. Er hatte bloß die Ahndung der Wahrheit; wie Hr. J., und du, und ich, und alle Menschen haben, sie mögen es gestehen wollen oder nicht, und mögen seyn, wer sie wollen, Philosophen oder Nichtphilosophen, Vernunftpriester und Gottesleugner, Schwärmer und Demonstranten, Bürger und Bauern.

Diese Ahndung ist freylich das Zeichen unsrer Größe; aber mit ihr sind wir noch nicht groß; doch in der Potenz es zu werden, und zwar alle, weil wir gleicher Natur und in gleichem Fall sind, auf Einem Wege.

Und da dünkt mich, sollten wir nicht, ein jeder das Seine, noch Aergerniß und Partheyen suchen; sondern alle, als Freunde, einfältiglich den Einen Weg hingehen, und nicht eher weise seyn, bis wir es wären.

Und dies bringt mich zu dem Glaubensbekänntniß, das Hr. M. S. 85. ablegt: »Ich kehre, sagt »er, zum Glauben meiner Väter zurück, welcher, »nach der ersten ursprünglichen Bedeutung des Worts, »nicht in Glauben an Lehre und Meynung, sondern »in Vertrauen und Zuversicht auf die Eigenschaften »Gottes bestehet. Ich setze das volle uneingeschränkte »Vertrauen in die Allmacht Gottes, daß sie dem »Menschen die Kräfte habe verleihen können, die »Wahrheiten, auf welche sich seine Glückseligkeit

»gründet, zu erkennen, und hege die kindliche Zuver»sicht zu seiner Allbarmherzigkeit, daß sie mir diese »Kräfte habe verleihen wollen. Von diesen unwan»kenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und »Ueberzeugung, wo ich sie finde.«

Dieß Bekänntniß des Hrn. M., das übrigens so wenig Jüdisch als Christlich ist, möchte gelten, so lange die Allmacht und Allbarmherzigkeit Gottes allein und ungehindert würken. Aber die Traditionen seiner weisen nicht speculativen Väter lehren ja, daß dies der Fall mit dem Menschen nicht lange gewesen sey. Und Hr. M. selbst sagt, daß er sich orientiren muß.

Die Sonne und die Sterne wissen ihren Weg, und gehen ihn Jahrtausende, ohne je zu irren, und des orientirens zu bedürfen; und es ist, nach der Analogie und nach der Herrlichkeit Gottes, zu glauben, daß auch die höhern Wesen in ihrer Art eben also geschaffen worden, so lange nämlich Gott allein die Hand im Spiel hat, und nicht sie selbst. Wenn das denn aber der Fall bey uns wäre; so müßte unser Glaubensbekänntniß wohl etwas anders lauten, wenn es wahr seyn sollte.

Hr. M. setzt nach obigen seinem Glaubensbekänntniß hinzu: daß er Belehrung und Ueberzeugung glaube gefunden zu haben; schickt auch den Geist Lessings »in die Arme der Männer zurück, die, so wie »er, den Weg der Demonstration gegangen sind,« und glaubt ihn da gar nicht übel aufgehoben. S. 87.

Wer Belehrung und Ueberzeugung hat, der kann

von Belehrung und Ueberzeugung urtheilen; die andern sollen schweigen. Das aber muß ich doch sagen, und ich sage es mit Wahrheit, daß ich, nach allen Aeusserungen des Hrn. M., ihm seine Belehrung und seine Ueberzeugung nicht mißgönne. —— Auf keinen Fall. —— Auch nicht, wenn sie auf dem Einen Wege gefunden wäre. Denn da wird wohl Platz für uns beyde seyn; und auch für Leßing.

Und ich habe Leßing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sey; aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein credo nicht annehmen kann; so halte ich doch seinen Kopf hoch. Hrn. Mendelssohns Bekanntschaft ist mir nicht beschieden gewesen. Aber ich habe ihn als einen hellen forschenden Mann mit vielen andern geachtet; und als Jude habe ich, wie man sagt, ein tendre für ihn, um seiner großen Väter, und um meiner Religion willen.

Der eine liegt zu Braunschweig im Grabe, und der andere zu Berlin. ———

Molliter Ossa cubent!

Wandsbeck 1786, im Hornung.

Asmus.

Der glückliche Bauer.

Vivat der Bauer, Vivat hoch!
Ihr seht es mir nicht an;
Ich habe nichts, und bin wohl doch
Ein großer reicher Mann.

Früh Morgens, wenn der Thau noch fällt,
Geh ich, vergnügt im Sinn,
Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld,
Und pflüge durch ihn hin;

Und sehe, wie er wogt und zieht,
Rund um mich nah und fern,
Und sing dazu mein Morgenlied,
Und denk an Gott den Herrn;

Die Krähen warten schon auf mich,
Und folgen mir getreu,
Und alle Vögel regen sich,
Und thun den ersten Schrey;

Indessen steigt die Sonn' herauf,
Und scheinet hell daher —
Ist so was auch für Geld zu kauf,
Und hat der König mehr?

Und, wenn die junge Saat aufgeht;
Wenn sie nun Aehren schießt;

Wenn so ein Feld in Hocken steht;
Wenn Gras gemähet ist ꝛc.

O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand.
Man trift Gott gleichsam auf der That —
Mit Seegen in der Hand;

Und siehts vor Augen: wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn freylich, Er allein!
Doch hilft der Mensch, und soll
Arbeiten, und nicht müßig seyn.
Und das bekömmt ihm wohl.

Denn, nach dem Sprichwort, Müssiggang
Ist ein beschwerlich Ding,
Und schier des Teufels Ruhebank,
Für Vornehm und Gering.

Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch' ihn schief und krumm,
Und pflüg' und hau' und grab' ihn todt,
Und mäh' ihn um und um.

Und wirds mir auch bisweilen schwer,
Mags doch! Was schadet das?
Ein guter Schlaf stellt alles her,
Und Morgen bin ich baß;

Und fange wieder fröhlich an,
Für Frau und Kind. Für sie,
So lang' ich mich noch rühren kann,
Verdrießt mich keine Müh'.

Ich habe viel, das mein gehört,
Viel Gutes hin und her. —
Du droben! hast es mir bescheert;
Bescheere mir noch mehr.

Gib, daß mein Sohn dir auch vertrau,
Weil du so gnädig bist;
Lieb' ihn, und gieb ihm eine Frau,
Wie seine Mutter ist.

Eine Parabel.

Es war eine Zeit, wo die Menschen sich mit dem, was die Natur brachte, behelfen, und von Eicheln und andrer harter und schlechter Kost leben mußten. Da kam ein Mann, mit Nahmen Osiris, von Ferne her, und sprach zu ihnen: Es gibt eine bessere Kost für den Menschen, und eine Kunst, sie immer reichlich zu schaffen; und ich komme, Euch das Geheimniß zu lehren. Und er lehrete sie das Geheimniß, und richtete einen Acker vor ihren Augen zu, und sagte: »Seht, das müßt Ihr thun! Und das übrige »thun die Einflüsse des Himmels!« Die Saat

gieng auf, und wuchs, und brachte Frucht und die Menschen waren des sehr verwundert und erfreuet, und baueten den Acker fleißig und mit großem Nutzen. In der Folge fanden einige von ihnen den Bau zu simpel, und sie mochten die Beschwerlichkeiten der freyen Luft und Jahreszeiten nicht ertragen. Kommt, sprachen sie, laßt uns den Acker regelrecht und nach der Kunst mit Wand und Mauern einfassen, und ein Gewölbe darüber machen, und da drunter mit Anstand und mit aller Bequemlichkeit den Ackerbau treiben; die Einflüsse des Himmels werden so nöthig nicht seyn, und überdem sieht sie kein Mensch. Aber, sagten andere: Osiris ließ den Himmel offen, und sagte: »das müßt Ihr thun! Und das übrige »thun die Einflüsse des Himmels!« Das that er nur, antworteten sie, den Ackerbau in Gang zu bringen; auch kann man noch den Himmel an dem Gewölbe malen. Sie faßten darauf ihren Acker regelrecht und nach der Kunst mit Wand und Mauern ein, machten ein Gewölbe darüber, und malten den Himmel daran. — Und die Saat wollte nicht wachsen! Und sie bauten, und pflügten, und düngten, und ackerten hin und her — Und die Saat wollte nicht wachsen! Und sie ackerten hin und her!

Und viele von denen, die umher standen und ihnen zusahen, spotteten über sie! Und am Ende auch über den Osiris und sein Geheimniß.

Weyhnacht-Cantilene.

Coro.

Euch ist heute der Heyland gebohren, welcher ist Christus, der Herr.

Recitativ.

Maria war zu Bethlehem,
Wo sie sich schätzen lassen wollte;
Da kam die Zeit, daß sie gebähren sollte,
Und sie gebahr ihn —
Und als sie ihn gebohren hatte,
Und sah den Knaben, nackt und bloß;
Fühlt sie sich seelig, fühlt sich groß,
Und nahm voll Demuht ihn auf ihren Schooß,
Und freuet sich in ihrem Herzen sein,
Berührt den Knaben, zart und klein,
Mit Zittern und mit Benedey'n,
Und wickelt ihn in Windeln ein . . .
Und bettete ihn sanft in eine Krippe hin.
Sonst war kein Raum für ihn.

Choral.

Den aller Weltkreis nie beschloß,
Der liegt in Marien Schooß.
Dr ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein. Kyrieleis!

Grave.

Vor Gott geht's göttlich her,
Und nicht nach Stand und Würden.
Herodem läßt er leer,
Mit seinem ganzen Heer,
Und Hirten auf dem Felde bey den Hürden,
Erwählet er.

Recitativ.

Sie saßen da, und hüteten im Dunkeln ihrer Heerde,
Mit unbefangnem frommen Sinn;
Da stand vor ihnen, an der Erde,
Ein Engel Gottes ... und trat zu ihnen hin,
Und sie umleuchtete des Herren Klarheit,
Und er sagte ihnen die Wahrheit.

Choral.

Kyrie — — Eleison!

Recitativ.

Und eilend auf sie standen,
Gen Bethlehem zu gehn;
Und kamen hin und fanden,
Ohn weiters zu verstehn,
Mirjam und Joseph beyde,
Und in der Krippen lag, zu ihrer großen Freude,
In seinem Windelkleide,
Auf Grummet von der Weide,
Der Knabe wunderschön.

Coro 1.

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort.

Coro 2.

Und das Wort ward Fleisch, und wohnte unter uns.

Choral.

Ein Kindelein so löbelich,
Ist uns gebohren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Zu Trost uns armen Leuten.
Wär uns das Kindlein nicht gebohr'n,
So wär'n wir allzumal verlohr'n,
Das Heil ist unser aller.

Coro.

Das Heil ist unser aller.

Recitativ.

Die Väter hoffeten auf ihn mit Thränen und mit Flehn,
Und sehnten sich, den Tag des Herrn zu sehn;
Und sahn ihn nicht.
Was Gott bereitete,
Und von der Welt her heimlich und verborgen war,
Ward in der Zeiten Fülle offenbar.
»Und in der Krippen lag, zu ihrer großen Freude,
»In seinem Windelkleide,
»Auf Grummet von der Weide,
»Der Knabe wunderschön.«

Coro.

Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet.

Recitativ.

Die Weisen fielen vor ihm nieder,
Und gaben ihre Schätze gern;
Und gaben Weyhrauch Gold und Myrrhen.
Sie sahen seinen Stern,
Und kannten ihren Heiland, ihren Herrn,
Und liessen sich das Heu und Stroh nicht irren.

Choral.

Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm,
Und in dem Himmel mache reich,
Und seinen lieben Engeln gleich. Kyrieleis!

Affettuoso.

Da liegt und schlummert er,
Die Aeuglein zugethan!
— O du Barmherziger —
Komm Alles um ihn her,
Und dien' und bet ihn an.

Choral.

Willkommen in dem Jammerthal,
O, bis willkommen tausendmahl,

Bis tausendmahl gesegnet!
Du theures, liebes, holdes Kind,
Es weht bey uns ein kalter Wind,
Und schneiet hier und regnet.
Wir giengen trostloß und verzagt,
Im fremden Lande viel geplagt,
Gefangen alle auf den Tod;
Da kömmst du zu uns in der Noth,
Zu bringen uns
Heim zu des Vaters Haus und Heerd...
Wir sinds nicht werth, wir sinds nicht werth.

Eine Stimme.

Holdseliger, gebenedeyter Knabe!
Ich lieb' und bete an.
Du weißt, daß ich nicht habe,
Und dir nichts geben kann.
— Ich lieb' und bete an.

Zwei Stimmen.

Ich zittre, Herr, und glaube,
Vor deinem Angesicht!
Und danke dir im Staube.
Verschmäh' mich nicht!

Ein Chor Kinder.

Wir wollen seine Krippe schmücken,
Und bey ihm bleiben die ganze Nacht,
Die Hände ihm küssen und drücken;
Er hat so oft uns gebracht.

Ein Chor Väter und Mütter.

Und wir mit euch ihn grüßen,
Und mit euch Tag und Nacht,
Die Hände und Füße ihm küssen;
Er hat uns seelig gemacht!

Tutti.

Du bist würdig zu nehmen Lob und Preis und Dank und Kraft und Macht und Ehre und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Dem Menschen dünkt es wunderbar,
Und mag es nicht verstehn
Doch ists wahrhaftig wahr!
Und seelig sind die Augen, die ihn sehn.

Briefe an Andres.

Guten Tag, lieber Andres, und fröhliche Ostern.

Es ist mir sehr lieb, daß du mich über Johannes den Täufer zu Hülfe rufst. Nicht zwar, weil ich eben sonderlich helfen kann; sondern weil ich so gerne von ihm spreche und sprechen höre.

Du schreibst, daß er dir so groß vorkömmt, und du kannst dir doch nicht recht sagen, warum. Das ist recht gut, Andres. Man weiß oft grade denn am meisten, wenn man nicht recht sagen kann, warum.

Daß nun Johannes der Täufer uns groß vorkömmt, ist kein Wunder. Seine ganze Geschichte von der Stunde des Räucherns an, bis an das »Haupt auf einer Schüssel« ist sehr sonderbar; und es ist uns im Sinn, was von sicherer Hand von ihm gesagt ist. Und die Stelle sonderlich, wo er steht, trägt zu seiner Glorie bey. Denn jemehr Zusammenhang mit Christus, und je näher um und an Ihn, desto größer. Nun hängen freylich alle wahre Weise und Männer Gottes seit der Welt Anfang mit Christus zusammen, wie die Ströme und Flüsse mit dem Meer. Petrus und Paulus sagen das mit klaren Worten, und die große Unterredung auf dem heiligen Berge »über den Ausgang zu Jerusalem« gibt es wohl zu verstehen. Aber Johannes der Täufer steht in der sichtbaren Welt zunächst und unmittelbar vor Ihm, und zieht also zunächst den Blick auf sich. Also groß vorkommen muß er. Die Aussen- und Um-Werke, wenn ich so sagen darf, fallen sehr in die Augen. Seine innerliche eigne Größe fällt nicht sehr in die Augen, und deswegen will es mit dem warum nicht fort. Sie ist aber darum nicht weniger groß.

Schon das mit dem König Herodes, daß er den nicht sich selbst von dem nahen Heil ausschließen und verkommen lassen wollte, und lieber seinen Hals daran wagte, schon das spricht für ihn. Es ist eine leichte und schlechte Kunst, Andres, den Königen und Fürsten zu trotzen, und ihren verkehrten Willen, wenn sie einen haben, einen andern verkehrten Willen entgegen zu setzen. Aber, wenn ein Mann, der sich

besserer Dinge und des Göttlichen Willens bewußt ist, wenn der nicht das seine, sondern das des Königs sucht, und ihn auf seinem Thron und mitten unter seinen Gewaltigen straft und schilt, wenn er so unglücklich ist, Uebels zu thun — das ist ein ander Ding.

Du weißt, was Johannes der Täufer für Vortheil davon gehabt, und wie er sich des nicht geweigert hat. Dies nun aber will ich ihm so hoch nicht anrechnen. Ich kann es nicht groß und schwer finden, daß er, und alle die Leute, die das Glück gehabt haben, Christus näher zu kennen, daß die sich für Ihn haben köpfen und sengen und brennen lassen können. Das könnte man für Ihn wohl hinterm Berge thun, und wenn man nur die Evangelisten gelesen hat. Aber, daß Johannes der Täufer auf ebnem Wege so treu seyn; daß er so durch die Menschen hingehen, und sich nichts als die gute Sache treiben lassen; daß er die Wahrheit immer so über Alles achten, und so fest im Auge behalten; daß er so demüthig seyn, und unter allen Umständen bleiben konnte rc.; kurz, daß er so klein war, und daß die Menschliche Natur sich in ihm gar nicht rührte — das ist schwer! Andres. Das ist groß!

Und von dieser Seite kann man die Gestalt Johannes des Täufers nicht lange und andächtig genug ansehen, in allem, was die Schrift von ihm sagt.

Er sollte vor dem Herrn hergehen, daß er seinen Weg bereite. Mehr sollte, und mehr konnte er freylich nicht. Wer Sonnenstrahlen machen will, der ist ein Quacksalber, und kennt weder sich noch die Sonne;

wer aber die Berge und Hügel, die ihr im Wege stehen, abträgt und erniedrigt, der treibt ein wahres Werk, und ein sehr großes. Aber er faßt auch ein heißes Eisen an, denn er wird Vater und Mutter und seine eigne Hausgenossen wider sich erregen, wenn er Gott zum Freunde haben will. Es ist kein Heil außer dem Heil, und die Götzenbilder müssen umgestoßen und weggethan werden. Andres, schlage an dein Herz! Da steckt das Geheimniß, und da muß, das Nichts ist, Etwas werden, und zu nichte werden, was etwas ist. Denn die Wahrheit hat Alles, und es fehlt ihr nichts als eine Herberge, als Platz und Raum für ihre Herrlichkeit.

Aber wir wollten die Gestalt des Vorgängers der Wahrheit ansehen.

Als die Nachricht von ihm, als dem Bothen des Heils, aus der Wüsten nach Jerusalem und der Gegend umher gelangte, giengen sie hinaus: brillante Dinge, und einen Mann in weichen Kleidern zu sehen. Du kannst denken, daß Johannes wohl gewußt habe, wie sie ihn erwarteten, und lieber gehabt hätten — Aber er stand da in seinem Rock von Cameelhaaren, und predigte Busse.

Das Volk war in dem Wahn und dachten alle in ihren Herzen von Johannes, ob er vielleicht Christus wäre; er war würklich Elias, und wohl mehr als ein Prophet. Und als die Deputirten von Jerusalem, Priester und Leviten, zu ihm kamen, und ihn fragten: wer bist du? — »Bekannte und leugnete er nicht, und er bekannte: ich bin nicht

»Christus.« Bist du Elias? — »Und er sprach: »ich bins nicht.« Bist du ein Prophet? — »Und »er antwortete: Nein.» ꝛc.

Die Stadt Jerusalem ging zu ihm hinaus, und das ganze jüdische Land und alle Länder am Jordan, und liessen sich taufen von ihm im Jordan, und bekannten ihre Sünden. Und nun kamen vollends die Lichter und Angesehene im Volk, viele Pharisäer und Sadducäer, öffentlich dazu. — »Und als er sie »kommen sah, sprach er zu ihnen: ihr Otterge- »zuchte, wer hat denn euch geweiset, daß ihr dem »zukünftigen Zorn entrinnen werdet? Sehet zu, »thut rechtschaffene Früchte der Busse.« ꝛc.

Die um ihn standen, sahen ihn an, und hielten ihn für einen Mann vom Himmel, der alles wisse und in Händen habe; hielten seine Predigt für lauter himmlische Gesichte und Offenbarung, und seine Taufe für eine Geistes- und Wunder-Taufe. — Und er sagte: »Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde, und redet von der Erde. Wer vom Himmel kommt, der ist über alle. Ich taufe mit Wasser; aber nach mir kömmt einer, der wird euch mit Feuer und dem heiligen Geist taufen, des ich nicht werth bin, daß ich seine Schuhriemen auflöse.«

Lebe wohl, du lieber Andres ꝛc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Claudius, Matthias,

Werke

Bd.: 2

Hamburg (1819)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.3824(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091449-6